

Arbeitskreis
Militärgeschichte e. V.

newsletter



Nationale und bürgerliche Identität im Ersten Weltkrieg

Moritz Föllmer

Verdrängte Erinnerung. Der Umgang mit dem Ehrenmal für tote Sowjetsoldaten im Kriegsgefangenenlager Sandbostel (Stalag X B)

Katharina Dehnke

Bomben in der Postmoderne. Vom Weiterleben der Luftkriegsideologie im Kosovo-Krieg

Winfried Mönch

Kriegstechnische und -taktische Bilderhandschriften und Traktate im 15. und 16. Jahrhundert (Habilitation)

Rainer Leng

Die Handschrift des Krieges: Das Feldpostarchiv Berlin

Katrin Kilian

Juli 2001

15

Bildnachweise:

Titelseite: Denkmal Stalag Sandbostel, o. D. (Gemeinde Sandbostel, G. Morgener)
Seite X: "Im Kasino". Karikatur von Fritz Gehrke, Ulk 1902

IMPRESSUM

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. wurde Ende Oktober 1995 gegründet. Seine alleinige Aufgabe ist die Förderung von Forschung und wissenschaftlichem Austausch auf dem Gebiet einer Militärgeschichte, die den traditionellen politischen und institutionellen Aspekten der Geschichte von Militär und Krieg ebenso geöffnet ist wie den modernen sozial- und mentalitätshistorischen sowie kulturanthropologischen Ansätzen. Der Arbeitskreis bietet allen militärhistorisch Interessierten (u.a. Doktoranden, Habilitanden und Lehrenden) die Möglichkeit, miteinander in Verbindung zu treten. Auf diese Weise soll versucht werden, dem Informationsmangel abzuweichen, der u.a. daraus resultiert, dass die Militärgeschichte an den deutschen Universitäten bislang kaum institutionell vertreten ist. Der Arbeitskreis schafft ein solches Forum durch die Organisation von Tagungen, die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung und durch seinen newsletter.

Der Zeitraum, den der Arbeitskreis abdecken möchte, umfasst insbesondere die Neuzeit, selbstverständlich können aber auch an früheren Epochen Interessierte Mitglieder des Vereins werden. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit DM 50,-; für Studenten und Arbeitslose DM 20,-. Ein Beitrittsformular liegt diesem Heft bei.

Herausgeber des newsletter:
Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:
Prof. Dr. Wilhelm Deist, Prof. Dr. Gerd Krumeich,
Dr. Rüdiger Overmans, PD Dr. Karen Hagemann, Dr. Jürgen Förster, Prof. Dr. Stig Förster

Bankverbindung:
Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75
Konto-Nr. 347373-755

Herstellung:
Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug:
Der newsletter erscheint dreimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den newsletter kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. Preis je Heft DM 10,- (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure:

Christian Alsen, M.A.: Website
webmaster@akmilitaergeschichte.de
Dr. Gundula Bavendamm: Wiss. Projekte
g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de
Dr. Susanne Brandt: Unendliche Welten
s.brandt@akmilitaergeschichte.de
Dr. Uta Hinz: Tagungsberichte, -hinweise
u.hinz@akmilitaergeschichte.de
Daniel Hohrath, M.A.: Redaktion
d.horath@akmilitaergeschichte.de
Dr. Stefan Kaufmann: Essays
s.kaufmann@akmilitaergeschichte.de
Dr. Markus Pöhlmann: Archive u. Museen
m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de
Dr. Michael Sikora: Redaktion
m.sikora@akmilitaergeschichte.de
Nadja Stirnimann: Layout
n.stirimann@akmilitaergeschichte.de
Dr. Dierk Walter: Schlussredaktion
d.walter@akmilitaergeschichte.de
Jürgen Zimmerer M.St. (oxon): Essays
j.zimmerer@akmilitaergeschichte.de

© by Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.
Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich.

Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v.a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen, calls for papers, calls for information etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit dem/der Verfasser/in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.
Redaktion newsletter
Dr. Dierk Walter
Universität Bern, Historisches Institut
Länggassstrasse 49
CH-3000 Bern 9
Tel. ++41-(0)31-631-8095
Fax ++49-(0)31-631-4410
E-Mail d.walter@akmilitaergeschichte.de
<http://akmilitaergeschichte.de>

**Redaktionsschluss für newsletter nr 16:
19. Oktober 2001**

INHALT

Seite

Aus dem Arbeitskreis	4
Editorial	5
Essays.....	8
Nationale und bürgerliche Identität im Ersten Weltkrieg.....	8
Verdrängte Erinnerung. Der Umgang mit dem Ehrenmal für tote Sowjetsoldaten im Kriegsgefangenenlager Sandbostel (Stalag X B).....	10
Bomben in der Postmoderne. Vom Weiterleben der Luftkriegsideologie im Kosovo-Krieg	13
Wissenschaftliche Projekte	17
Inventing the Schlieffen Plan (Dissertation)	17
Kriegstechnische und –taktische Bilderhandschriften und Traktate im 15. und 16. Jahrhundert (Habilitation).....	19
Deutschlandpolitik und Öffentlichkeit in Frankreich 1919–1922 (Dissertation).....	20
Historische Orte, Institutionen und Forschungsbereiche	22
Die Handschrift des Krieges: Das Feldpost-Archiv Berlin	22
Das Wehrgeschichtliche Museum (WGM) in Rastatt	23
Unendliche Welten.....	24
Apocalypse Again.....	24
Tagungsberichte.....	26
"Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?" Bericht über die 4. Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. (AKM) in Zusammenarbeit mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) Potsdam und dem Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam. Potsdam, 16./17.03.2001	26
"Krieg – Kriegserlebnis – Kriegserfahrung in Deutschland 1914–1945.	

Vergleichende Aspekte einer deutschen Militär- und Erfahrungsgeschichte in den beiden Weltkriegen" 43. Internationale Fachtagung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (MGFA) 13.–15. März 2001, Potsdam.....	30
Perspektiven der historischen Friedensforschung. Tagung des Arbeitskreises Historische Friedensforschung in Berlin, 3.–5. November 2000	33
Veranstaltungshinweise	35
"Militär und Gesellschaft im Deutschen Kaiserreich". Kolloquium zum 70. Geburtstag von Wilhelm Deist, Freiburg 13. Oktober 2001	35
"Demobilizing the Mind: Culture, Politics, and the Legacy of the Great War, 1919–1933". International Conference, 26–28 September 2001 (Trinity College, Dublin, Ireland)	36
Uniformen für Zivile – Zur Geschichte uniformer Kleidung als symbolische Kommunikation: Call for Papers	38
Call for Papers: "Militärmedizin im Krieg, 1939–1945" – Symposium des Instituts für Geschichte der Medizin der Ruprecht–Karls–Universität Heidelberg, 10.–12. Dezember 2001, in den Tagungsräumen der Gottlieb–Daimler– und Karl Benz–Stiftung, Ladenburg.....	39

Seite X..... 40

Aus dem Arbeitskreis

Liebe Mitglieder,

Die Aktivitäten unseres Arbeitskreises beginnen sich allmählich zu verstetigen. Der Reiz des Neuen mag vielleicht ein wenig verflogen sein, doch dafür ist es gelungen, unsere Arbeit besser zu koordinieren und in ruhigere Bahnen zu lenken. Der newsletter ist schon fast eine Institution geworden, die über den Arbeitskreis hinaus Beachtung findet. Dies ist in erster Linie der Redaktion zu verdanken, aber auch den Mitgliedern, die immer neue Beiträge verfassen. Allerdings ist dieses Engagement noch steigerungsfähig. Der newsletter lebt von Ihren Beiträgen. Der Vorstand hat jetzt einen Rhythmus gefunden, der ein systematischeres Vorgehen erlaubt. Das Problem der "mailing" list ist zwar noch nicht ganz gelöst, doch wir sind auf gutem Wege.

Unsere Finanzen sind in guter Verfassung, was das Verdienst unseres Schatzmeister ist. Der Arbeitskreis hat somit beste Zukunftsaussichten. Entscheidend aber wird sein, dass die Mitglieder sich auch weiterhin aktiv an der Arbeit beteiligen.

Besonders erfreulich ist es, dass unsere Jahrestagungen zu einem regelmäßigen Bestandteil unserer Aktivitäten geworden sind. Schließlich ist dies der Ort, an dem man sich auch persönlich treffen und austauschen kann. Zudem haben unsere Tagungen eine nicht zu unterschätzende Außenwirkung. Dies gilt auch für unsere letzte Tagung in Potsdam, über die in diesem Heft ausführlich berichtet wird. Diese Tagung war sehr interessant, anregend und gut besucht. Sie hat in Ansätzen gezeigt, dass wir auch den Umgang mit der Operationsgeschichte nicht zu scheuen brauchen. Unsere Arbeit könnte sogar dazu beitragen, modernere Zugänge zur Geschichte militärischer Operationen zu finden. Dies wird uns neue Ansprechpartner verschaffen.

Ein wichtiges Nebenprodukt der Potsdamer Tagung war die Intensivierung unserer Kontakte zum Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Das Amt hat unsere Tagung ja dankenswerter Weise finanziell und logistisch unterstützt. Eigentlich handelte es sich sogar um eine Doppeltagung, denn viele unserer Mitglieder waren auch an der unmittelbar vorausgehenden Konferenz des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes beteiligt. Das war zwar sehr anstrengend, hat jedoch zum vielfältigen Ausbau unserer Beziehungen beigetragen. Dies sollte eigentlich positiv bewertet werden, denn es kann nur in unserem Interesse liegen, möglichst viele Partner zu finden, die unser Grundanliegen, nämlich das Interesse an einer modernen Militärgeschichte, teilen. Gleichwohl mußte der Vorstand zu seinem Bedauern feststellen, dass einige Mitglieder über diese Entwicklung offenbar beunruhigt sind, weil sie befürchten, wir würden durch zu große Nähe zu anderen Institutionen unser eigenes Profil verlieren. Doch derlei Befürchtungen sind gänzlich unbegründet. Der Arbeitskreis ist ja entstanden, um den zahlreichen jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im internationalen Raum, die sich mit Militärgeschichte beschäftigen, ein Forum zu geben. Die Gründung unseres Arbeitskreises richtete sich gegen niemanden und war von vornherein so intendiert, dass wir die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen nicht scheuen, sondern suchen wollten. Wenn dies nun zu funktionieren beginnt, so sollte das eher ein Anlass zur Freude als zur Sorge sein. Unsere Offenheit bei der Zusammenarbeit mit anderen Gruppen haben wir ja schon auf den Tagungen in Bochum und Berlin demonstriert. Das soll auch in Zukunft so bleiben. So haben wir am Rande der Potsdamer Tagung mit Vertretern des Arbeitskreises für Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit Möglichkeiten intensiverer Zusammenarbeit sondiert. Mit dem Arbeitskreis Historische Friedensforschung sind wir seit langem im Gespräch und hoffen, vielleicht einmal eine gemeinsame Tagung zu organisieren. Berührungängste erscheinen uns deshalb unangebracht. Zudem sollten wir

nicht vergessen, dass unser Arbeitskreis zahlreiche Mitglieder vereint, die in ihren Positionen und in ihrer wissenschaftlichen Ausrichtung durchaus heterogen sind. Es ist das Ziel unserer Arbeit, möglichst vielen dieser unterschiedlichen Interessen gerecht zu werden. Somit ist es nur natürlich, wenn die thematische Ausrichtung unserer Tagungen und die Bandbreite unserer Zusammenarbeit mit anderen Partnern stark variieren. Schließlich ist Militärgeschichte wahrlich ein weites Feld.

Sehr harmonisch verlief die Mitgliederversammlung in Potsdam. Die Entlastung des alten Vorstandes und die Neuwahlen gingen unproblematisch und recht humorvoll über die Bühne. Dabei freuen wir uns besonders, dass wir mit Jürgen Förster ein neues und sehr kompetentes Vorstandsmitglied gewonnen haben. Erfreulich war auch, dass aus dem Kreis der Mitglieder zahlreiche Anregungen für die weiteren Aktivitäten unseres Arbeitskreises kamen. Dabei möchten wir die Mitglieder ausdrücklich ermutigen, gerade im Hinblick auf zukünftige Tagungen Vorschläge zu unterbreiten und die Bereitschaft zur Mitarbeit erkennen zu lassen. Denn schließlich handelt es sich um *Ihren* Arbeitskreis.

Mit den besten Grüßen

Ihr

Stig Förster

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

rechtzeitig zu den Sommerferien können wir Ihnen eine neue Ausgabe des newsletters vorlegen. Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit

ganz besonders auf das Kolloquium zum 70. Geburtstag von Wilhelm Deist richten. Die Redaktion schließt sich den Gratulanten an und bedankt sich herzlichst für die rückhaltlose Unterstützung unserer Arbeit.

Hinweisen möchten wir Sie auch auf den Bericht zur Jahrestagung 2001 in Potsdam. Viele von uns haben die dortigen Vorträge und die lebendige Diskussion noch in guter Erinnerung. Sie beweisen, wie vielfältig und interessant eine moderne Militärgeschichte sein kann. Unser Tagungsbericht hält die wesentlichen Impulse fest. Der dort sichtbaren methodischen und thematischen Vielfalt versuchen wir auch weiterhin im newsletter gerecht zu werden. Wir ermuntern alle Mitglieder, uns Vorschläge zukommen zu lassen, bitten aber auch um Verständnis, dass wir nicht alle Beiträge abdrucken können. Um vergebliche Arbeit zu vermeiden, empfehlen wir, vor Zusendung eines Manuskriptes mit den zuständigen Redakteuren Kontakt aufzunehmen.

Aus der Redaktion gibt es einige Veränderungen zu berichten. Michaela Wazlawik, die den newsletter von Anfang an begleitet hat, ist aus beruflichen Gründen ausgeschieden. Wir danken ihr für ihr Engagement und wünschen ihr alles Gute bei ihren neuen Aufgaben. Als Verstärkung sind Michael Sikora und Daniel Hohrath in die Redaktion eingetreten. Daniel Hohrath widmet sich besonders der Praxis des Krieges, etwa dem Belagerungswesen in der Frühen Neuzeit, aber auch seiner theoretischen Reflexion, so dem Verhältnis von Militär und Aufklärung. Michael Sikora interessiert sich für Merkmale militärischer Strukturen im politisch-sozialen Kontext. Er hat u. a. über das Problem der Desertion im 18. Jahrhundert und über Scharnhorst gearbeitet.

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht Ihnen namens der Redaktion

Jürgen Zimmerer

Essays

Nationale und bürgerliche Identität im Ersten Weltkrieg

von Moritz Föllmer

In welchem Zusammenhang stand der Erste Weltkrieg mit der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts? Auf diese Frage hat die Bürgertumsforschung bislang keine hinreichend fundierte Antwort angeboten. Sofern ihre Vertreter überhaupt auf den Krieg eingehen, interpretieren sie ihn meist als Etappe in einem Krisen- und Erosionsprozess, der – parallel und komplementär zur Radikalisierung des Nationalismus – im ausgehenden 19. Jahrhundert eingesetzt habe und 1933 kulminiert sei. Nach dieser Lesart erfuhr der antibürgerliche Protest der Jugend- und Reformbewegung in den Stahlgewittern der Westfront seine eindrückliche Bestätigung. Auf geistesgeschichtlicher Ebene hätten die "Ideen von 1914", so zuletzt Manfred Hettling, zwar kurzzeitig die Nachfrage nach einem Orientierungsangebot befriedigt und die Bürger zusammengeführt, aber im Endeffekt den "Modellentwurf des liberalen Individualismus" verabschiedet und damit die definitive "Abkehr von den politischen Formeln der Bürgerlichkeit" markiert (Hettling 1999, S. 248).

Diese Interpretation leidet unter mehreren konzeptionellen Problemen. So ist die oft kritisierte Engführung von Liberalismus und Bürgerlichkeit zwar inzwischen von zahlreichen Arbeiten zum 19. Jahrhundert überwunden worden, bestimmt aber immer noch die Sicht der Jahrzehnte zwischen 1900 und 1933. Zudem basiert die Krisen- und Auflösungsthese auf einer schmalen Quellengrundlage, die sich auf einige Veröffentlichungen prominenter Professoren sowie die – häufig erst ex post formulierten – Deutungen einer kleinen literarischen Elite beschränkt. Wertvorstellungen wie Ordnung, Hygiene, Arbeit und Bildung, aber auch

Geschlechterbilder und Stereotypen der Unterschichten bleiben dabei ebenso ausgeblendet wie die vielfältigen Kriegserfahrungen der deutschen Mittel- und Oberschichten. Versucht man, derart starke normative Vorentscheidungen zu vermeiden und stattdessen den unterschiedlichen Aspekten von Bürgerlichkeit von 1914 bis 1918 gerecht zu werden, so lassen sich gute Gründe für eine Gegeninterpretation anführen. Dazu sollen im folgenden neben den einschlägigen erfahrungsgeschichtlichen Forschungen drei Berichte von Honoratioren herangezogen werden, die in unterschiedlichen Funktionen in die okkupierten Territorien in West- und Osteuropa reisten. Daran lässt sich besonders deutlich zeigen, dass nationale und bürgerliche Identität im Krieg eng aneinander gekoppelt wurden und sich wechselseitig stützten.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, bewirkte dies nicht etwa einen Bedeutungsverlust, sondern im Gegenteil eine breite Verfestigung und subjektive Bestätigung bürgerlicher Normen, Deutungsmuster und Gesellschaftsbilder. Kommunale Selbstverwaltung und berufliche Tätigkeit wurden stärker und direkter als zuvor zu patriotischen Aktivitäten aufgewertet. Die Wunschvorstellung vom zwar irrationalen und erziehungsbedürftigen, aber im Grunde gutherzigen, unterordnungswilligen und patriotischen Charakter der "Massen", die im 19. Jahrhundert liberalen Sozialreformern wie konservativen Paternalisten gemeinsam gewesen war, schien endlich in Erfüllung gegangen zu sein. Beflügelt durch die vermeintliche innere Einheit betrieben zahlreiche Honoratioren ein intensives karitatives Engagement. Im Roten Kreuz, in Hilfsausschüssen und Frauenvereinen wurden Unterstützungsleistungen und Hilfstätigkeiten organisiert, die v.a. Bürgerinnen neue und legitime Aktivitätsfelder eröffneten. Auch bildungsbürgerliche Normen und Praktiken behielten ihre identitätsstiftende Kraft. Trauerfälle und Frontenerfahrungen wurden in Briefen, Tagebüchern oder Autobiographien verarbeitet. Und bis zum bitteren Ende blieb das Vertrauen in die Moti-

vationswirkung von Abendvorträgen, Gesangsabenden und Bücherpaketen intakt.

Ein interessantes Beispiel für die enge Verbindung von nationaler und bürgerlicher Identität sind die Erfahrungsberichte von Honoratioren, die sich aus verschiedenen Gründen kurzzeitig an der Front oder in den besetzten Gebieten aufhielten. So fuhr der Königsberger Regierungspräsident Ende 1915 in das Baltikum, um die Möglichkeiten einer "wirtschaftlichen Einverleibung" in das zukünftige deutsche Großreich zu eruieren. Seine Denkschrift zeigt, dass die Wertvorstellungen "Ordnung" und "Sauberkeit", die seit der Wende zum 19. Jahrhundert konstitutiv für den bürgerlichen Normenhaushalt gewesen waren, in der ungewohnten Umgebung eine wichtige Orientierungshilfe boten, weil sie halfen, die Komplexität der ethnischen Situation auf denkbar schlichte Dichotomien zu reduzieren. Sie markierten eine intuitiv erfassbare Scheidelinie zwischen deutsch und russisch geprägten Gebieten und trugen dazu bei, den Anspruch auf definitive Herrschaft und Germanisierung zu legitimieren:

"Fährt man von Kowno nach Mitau, so bedarf man keines Führers, der einem die Grenze der beiden Provinzen weist. Ordnung und Sauberkeit kennzeichnen den unter dem Einfluß der deutschen Kultur stehenden kurischen Besitz. Die Landwege befinden sich in gutem Zustande, auch die Baulichkeiten der Bauerngehöfte und Landarbeiter machen einen unvergleichlich besseren Eindruck als die der Litauer; die Felder sind sorgsamer bestellt und die Wälder verraten mehr die Pflege des Forstmannes."¹

Derartige, ganz im Duktus bürgerlicher Reiseberichte formulierte Äußerungen waren keine Spezialität konservativer Beamter, sondern lassen sich auch bei Linksliberalen wie dem Heilbronner Silberwarenfabrikanten und Politiker Peter Bruckmann nachweisen, der im

Winter 1914/15 einen Hilfsgütertransport nach Russisch-Polen begleitete. Bruckmann schilderte das Leben der Besatzer als eine Art Paradies deutscher, insbesondere schwäbischer Gemütlichkeit, v. a. aber als eindrucksvolle zivilisatorische Anstrengung. Überall sei zu sehen gewesen, "wie durch deutsches Wissen, deutsche Ordnung sofort hinter der Front deutsche Art ins Leben trat." Die Deutschen standen dabei in scharfem Kontrast zum indigenen "stumpfen Volk", das zu Bruckmanns Leidwesen nicht in der Lage schien, den Wert seiner Erziehung im Zeichen "der Ordnung, der Reinlichkeit" zu begreifen.² Die besetzten Territorien in Osteuropa waren also ein geradezu ideales Anwendungsfeld bürgerlicher Macht- und Zivilisierungsansprüche, auch wenn der Erfolg vorerst hinter den Erwartungen zurückblieb. Stereotypen, die sich im 19. Jahrhundert auf die deutschen Unterschichten bezogen hatten, wurden nun ethnisiert.

Aus demselben Grund wie Bruckmann reiste ein Düsseldorfer Rechtsanwalt durch Belgien und Nordfrankreich. Dass er durch zerstörte Gebiete fuhr, hinderte ihn nicht an touristischen Aktivitäten: Er erwarb "Ansichtskarten und Pflaumenkuchen" und besuchte Kirchen sowie eine Gemäldegalerie. Die Dichotomie von Ordnung und Unordnung präformierte auf Kosten rechtsstaatlicher Überzeugungen seine Wahrnehmung der deutschen Besatzungsherrschaft. Übergriffe gegenüber der Zivilbevölkerung interpretierte er als "einzelne Unordnungen". Das willkürliche Verhängen von Todesstrafen gegen vermeintliche Saboteure erschien dem Juristen zwar bedenklich, aber wegen der Gefährdung deutscher Soldaten dennoch legitim.³ Die Beispiele zeigen, wie wichtig es ist, bürgerliche und zivilgesellschaftliche Normen heuristisch auseinander zu halten. Beides konnte zwar miteinander verbunden sein, und im 19. Jahrhundert war dies auch

¹ Graf v. Keyserlingk [Regierungspräsident von Königsberg], Denkschrift über die wirtschaftliche Bedeutung der Einverleibung Kurlands und Russisch-Litauens in Preußen (Dezember 1915), Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, HA I, Rep. 77, Tit. 875, Nr. 10, Adh. 5, Bd. 4, Bl. 147–168.

² Peter Bruckmann, Vom Neckar an die Bzura. Dezember-Januar 1914/15, Heilbronn 1915, S. 16, 21, 37.

³ Reisebericht des Justizrats Dr. Friedrichs (1.10.1914), Stadtarchiv Düsseldorf, XXIII, 32.

vielfach der Fall – wenngleich sich die Liberalität etwa gegenüber den Unterschichten immer in Grenzen hielt. Im Ersten Weltkrieg aber fiel es endgültig auseinander: Einerseits gewannen zentrale bürgerliche Wertvorstellungen und Deutungsmuster an identitätsstiftender Kraft. Andererseits wurden zivilgesellschaftliche Leitbilder den angeblichen militärischen Notwendigkeiten untergeordnet, ohne dass man darin ein Problem gesehen hätte. Diese enge Verbindung von nationaler und bürgerlicher Identität wurde nach 1918 weiter verfestigt, nun aber in den Kategorien einer tiefgreifenden Krise statt im Modus der Siegesgewissheit. Niederlage und Revolution erschienen als unbegreifliche Phänomene und wurden den Aktivitäten äußerer und innerer Feinde zugeschrieben. Darin lag ein problematisches Erbe der bürgerlichen Kultur und eine schwere Hypothek für die Weimarer Demokratie.

Literatur:

Berghoff, Hartmut, Patriotismus und Geschäftssinn im Krieg. Eine Fallstudie aus der Musikinstrumentenindustrie, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, S. 262–282

Föllmer, Moritz, *Bürgerliche Ordnungen. Industrielle, hohe Beamte und die Deutung der Nation in Deutschland und Frankreich 1900–1930* (erscheint Göttingen 2002)

Hettling, Manfred, *Politische Bürgerlichkeit. Der Bürger zwischen Individualität und Vergesellschaftung in Deutschland und der Schweiz von 1860 bis 1918*, Göttingen 1999

Liulevicius, Vejas Gabriel, *War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge 2000

Mommsen, Hans, Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 288–315

Paletschek, Sylvia, Tübinger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg: Kriegserfahrungen an der "Heimatfront" Universität und im Feld, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, S. 83–106

Dr. des. Moritz Föllmer, Institut für Geschichtswissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, E-Mail moritzfoellmer@aol.com

Verdrängte Erinnerung. Der Umgang mit dem Ehrenmal für tote Sowjetsoldaten im Kriegsgefangenenlager Sandbostel (Stalag X B)

Katharina Dehnke

Am 22. Juni 1941 begann mit dem "Unternehmen Barbarossa", dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, ein Eroberungsfeldzug, der als ideologisch begründeter Vernichtungskrieg gegenüber den sowjetischen Völkern verstanden wurde. Die deutsche Führung nahm den Tod der gefangenen Rotarmisten, die in Sammel- und Durchgangslagern hinter der Front zusammengepfercht waren, bei einer völlig unzureichenden Ernährung billigend in Kauf. Aufgrund des zunehmenden Arbeitskräftemangels begann bald darauf, entgegen der ursprünglichen Absicht der Deutschen, der Abtransport der sowjetischen Kriegsgefangenen ins Reichsgebiet. Die dortigen Lebensbedingungen verbesserten sich trotz des Arbeitskräftebedarfes nur geringfügig. Den hohen Totenzahlen entsprach eine Vielzahl an Friedhöfen, auf denen die sowjetischen Toten meist in Massengräbern beerdigt wurden.

So geschehen auch auf dem Kriegsgräberfriedhof in der kleinen niedersächsischen Ortschaft Sandbostel, etwa zehn Kilometer südlich von Bremervörde im Elbe-Weser-Dreieck, im heutigen Landkreis Rotenburg/Wümme gelegen. Hier wurden die umgekommenen Sowjetsoldaten aus dem unweit davon liegenden Kriegsgefangenenlager Stalag X B Sandbostel

in Massengräbern beigesetzt.¹ Rotarmisten errichteten dort ihren toten Kameraden nach der Befreiung des Lagers Ende April 1945 ein monumentales Ehrenmal, welches in der Region als "Stein des Anstoßes" angesehen wurde.

Die Suche nach verwendbaren Quellen, die die Geschichte dieses Ehrenmals dokumentieren, erwies sich als äußerst schwierig. Viele Firmen, die seinerzeit mit Arbeitsmaßnahmen um das sowjetische Mahnmal beauftragt wurden, können heute keine Aktenbestände mehr in ihren Archiven nachweisen. Der Zeitpunkt, an dem das Denkmal errichtet wurde, konnte bis vor kurzem noch nicht genau datiert werden. Inzwischen allerdings kann ein Dokument aus dem Staatlichen Archiv der Russischen Föderation (GARF) belegen, dass das Denkmal am 29. Juni 1945 im Bau gewesen ist. Dies erklärt zugleich, dass nicht etwa ehemalige sowjetische Kriegsgefangene aus dem Stalag X B das Ehrenmal errichtet haben, wie bisher angenommen wurde, denn die letzten Gefangenen verließen Sandbostel nachweislich Anfang Juni 1945. Wer hat dieses Ehrenmal also tatsächlich gebaut? Es wäre möglich, dass festgehaltene Kriegsgefangene aus anderen Lagern oder Rotarmisten als Teil der Besatzungsmacht mit britischer Erlaubnis nach Sandbostel gebracht worden sind und hier tätig wurden. Das Material, u. a. Zement, ist nach Ausführungen eines Zeitzeugen aus der Umgebung zusammengestohlen worden.

Von Seiten der Sandbosteler Dorfbevölkerung gab es keinerlei Reaktionen bezüglich der Errichtung des Ehrenmals, da die Angst vor "dem Russen" der Empörung über den Bau überwog. Angesichts seiner herausragenden Monumentalität (geschätzte 8–10 m), den fünf "bedrohlichen" Kanonenrohren und der Bekrönung durch einen unübersehbaren stehenden Sowjetstern, wurde das Ehrenmal von der

Bevölkerung als besonders störend empfunden (Abbildung auf dem Titel dieser Ausgabe). Auch die regionale Presse beäugte den "wichtigen Betonbau", der "unangenehm" auffiel, äußerst kritisch. Die Inschrift der Gedenktafeln, jeweils in deutsch, russisch und englisch angebracht, sorgte zudem noch für weitere Aufregung: "Hier ruhen 46.000 russische Soldaten und Offiziere, zu Tode gequält in der Nazigefangenschaft".

Dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge wurde von dem im November 1946 neu gegründeten Land Niedersachsen die Betreuung der verwahrlosten Kriegsgräber, deren Zustand von sowjetischer Seite offiziell bemängelt wurde, übertragen. Die geplanten "Instandsetzungsarbeiten", die im Frühjahr 1949 aufgenommen wurden, bedeuteten eine vollständige Umgestaltung der Friedhofsoberfläche. Die bis zu diesem Zeitpunkt bestehenden 53 Massengrabreihen, in denen die sowjetischen Toten des Kriegsgefangenenlagers bestattet wurden, erhielten eine neue Oberfläche. Sie wurden in 26 Massengräber zusammengefasst, deren neue Maße die tatsächliche Länge der ursprünglichen Grabreihen nicht erkennen ließ. Auffällig war dabei, dass die Umgestaltungen mit dem Beginn einer Befragung des Volksbundes – Bezirksverband Stade – (April 1949) einhergingen, um die in der Inschrift angegebene Zahl von 46.000 sowjetischen Toten, die ohnehin in der regionalen Öffentlichkeit und Presse angefochten wurde, "richtig zu stellen". Da keine der Statistiken und Unterlagen aus Kriegszeiten mehr zur Verfügung standen, sollten Zeitzeugen die Lücke schließen. Diese Bemühungen stellten sich als äußerst fragwürdig dar. Insbesondere wurden vom VDK im Rahmen seiner Recherchen die Zahlenangaben eines ehemaligen Hauptmannes der Lagerkommandantur zur Grundlage genommen. Hierdurch sollte eine Bestätigung weiterer Zeugen, die ebenfalls in der Kommandantur tätig gewesen waren, erfolgen. Demnach orientierten sich ihre Angaben durchweg an der "vorgegebenen Zahl" des Hauptmanns, so dass als Ergebnis etwa 7.000–8.000 Tote aller Nationen

¹ Vgl. hierzu auch Werner Borgsen/Klaus Volland, Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939–1945, Bremen 1991.

angegeben wurden; eine Angabe, mit der bis heute offiziell agiert wird.

Im Zuge der Recherchen des VDK sah sich auch der Bremervörder Kreistag dazu veranlasst, eine Untersuchung über die Zahl der sowjetischen Toten zu veranlassen. Die eingesetzte Kommission führte ihre Nachforschungen in ähnlicher Weise wie der Volksbund durch, ging man doch grundsätzlich davon aus, einer sowjetischen Propaganda entgegenwirken zu müssen. Im Wesentlichen stützte sich der Ausschuss auf das Ergebnis des VDK. Da sich die britische Besatzungsmacht aber nicht für eine Änderung der Inschrift zuständig sah, ergriff ein Kommissionsmitglied selbst die Initiative, indem es für die Aufstellung eines zweiten Gedenksteinen, der durch einen "Sammelsonntag" finanziert werden sollte, mit "richtiger" Zahlenangabe plädierte. "Der Wahrheit die Ehre. Wanderer, betrittst Du diesen Friedhof, erblickst Du ein russisches Denkmal mit einer Inschrift, dass hier 46.000 Russen ruhen. Diese Inschrift entspricht nicht der Wahrheit. Amtliche Feststellungen haben ergeben, dass auf diesem Friedhof 8.765 Tote bestattet wurden. In diese Zahl sind sämtliche, an Seuchen und anderen Krankheiten Gestorbenen aller Nationen einbegriffen. Landkreis Bremervörde." Dazu sollte es jedoch nicht kommen.

Das Land Niedersachsen, seit 1951 bundesgesetzlich dazu verpflichtet, die Pflege der Kriegsgräberfriedhöfe zu übernehmen, kam seiner neuen Verantwortung durch ein "besonderes Engagement" nach und erteilte einen weiteren Auftrag zur Umgestaltung des Friedhofes. So kam es ganz beiläufig und ohne großes Aufsehen zu einer neuerlichen Zusammenlegung der Massengräber von 26 auf die noch heute vorhandenen 14 "Sammelgräber". Das bedeutet, dass die Zahl dieser an der Oberfläche erkennbaren Gräber noch einmal auf fast die Hälfte reduziert worden ist.

Und schließlich geschah dann Anfang Oktober 1956 das, was nicht einmal VDK und Bremervörder Kreistag in Erwägung gezogen hatten: Das Land Niedersachsen ordnete die Zerstörung des sowjetischen Ehrenmals an.

Öffentliche Konsequenzen ergaben sich aber aus dieser willkürlichen Handlungsweise nicht. Die negativen Auskunftsbefehle des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs in Hannover, wie auch die der Bezirksregierung Lüneburg sind kaum nachzuvollziehen. So sind auch keine schriftlichen Beschlüsse, die die Durchführung der Abrissarbeiten legitimieren, auffindbar. Es muss demnach angenommen werden, dass das Niedersächsische Innenministerium den Abriss des sowjetischen Ehrenmals ohne ordnungsgemäßen Beschluss in "aller Stille" durchführen ließ. Von der Öffentlichkeit unbeachtet wurde am 4. oder 5. Oktober 1956 von der Firma Brockmann aus Bergen damit begonnen, das Denkmal abzutragen. Nach Aussage eines Zeitzeugen nahm niemand von der Zerstörung des Ehrenmals Kenntnis, ganz im Gegensatz zu seiner Errichtung. Ohne großes Aufsehen und mit scheinbarer Gleichgültigkeit wurde dieses Ereignis in der Ortschaft Sandbostel hingenommen. "Augenzwinkernd" bemerkte ein weiterer Zeitzeuge, dass das Ehrenmal bei "Nacht und Nebel" verschwunden sei, gleichsam vom "Sturm" umgeweht. So erschien auch erst am 27.10.1956 in der Bremervörder Zeitung ein Artikel, in dem die Öffentlichkeit erstmalig darauf hingewiesen wurde, dass das "Russendenkmal" "abgebaut" und "stilvoller Ersatz" geschaffen worden sei. "Mit Pressluftschlämmern und zum Abschluss sogar mit einer Sprengladung räumte eine Firma aus der Nähe von Celle das Russendenkmal beiseite. Ein runder Sockel für die neue Ehrenstätte ist bereits gebaut" Mit Pathos wurde angemerkt, dass dieser Sockel erkennen lasse, "daß der Volksbund den einfachen und darum umso eindringlicher mahnenden, Ruhe und Stille ausstrahlenden Stil, bevorzugt. Drei Säulen werden sich hier, umgeben von Kiefern, Birken und Heidekraut, in den weiten Sandbostler Himmel erheben. Drei Säulen aus Naturstein mit drei Worten: Euer Opfer – Unsere Verpflichtung – Friede." Im Gegensatz dazu sah der ursprüngliche Entwurf vor, in die Stelen die Worte "Unser Opfer – Eure Verpflichtung – Friede" einzumeißeln. Diese ebenso inhaltsleere wie

nichtssagende Kombination der Inschrift hätte die "Sichtweise" der verstorbenen Kriegsgefangenen eingenommen, die den Betrachter mahnen sollte. Als "Universal-Denkmal" wurde es somit allen Opfern gewidmet; an die toten sowjetischen Kriegsgefangenen erinnern nur noch die zahlreichen Massengräber, die heute mit Stützmauern aus Naturstein eingefasst und durch ein russisch-orthodoxes Kreuz gekennzeichnet sind.

In ihrem aktuellen Forschungsbericht über Unterlagen zur Registrierung der sowjetischen Kriegsgefangenen zeigen Rolf Keller und Reinhard Otto, dass sich die seit Kriegsende verschollenen geglaubten Unterlagen der WAsT des OKW, die die sowjetischen Kriegsgefangenen betreffen, nahezu vollständig im Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation (ZAMO) in Podolsk bei Moskau befinden.² Sie offenbarten, dass in den Kriegsjahren eine kontinuierliche und vorschriftsmäßige Registrierung dieser Gefangenen durchgeführt wurde. Somit kann nach einer Auswertung der Aktenbestände die Gesamtzahl der in deutscher Kriegsgefangenschaft verstorbenen Rotarmisten nachgewiesen werden, auch für Sandbostel. Der Verein "Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e. V." hat inzwischen Informationstafeln erstellt, deren Entwürfe der Gemeinde Sandbostel zugeleitet worden sind. Auf einer der Tafeln wird das ehemalige sowjetische Ehrenmal abgebildet sein.

Katharina Dehnke, Bonner Straße 9, D-54294 Trier, Tel. ++49-(0)651-80122, E-Mail k.dehnke@gmx.de

Bomben in der Postmoderne. Vom Weiterleben der Luftkriegsideologie im Kosovo-Krieg

von Winfried Mönch

² Rolf Keller/Reinhard Otto, Das Massensterben der sowjetischen Kriegsgefangenen und die Wehrmachtsbürokratie. Unterlagen zur Registrierung der sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945 in deutschen und russischen Institutionen, in: MGM 57 (1998), S. 149-180.

Im Kosovokrieg des Jahres 1999 erfüllte sich ein Traum des 20. Jahrhunderts. Zum erstenmal wurde ein Krieg ohne Einsatz von Kampftruppen am Boden allein aus der Luft, nahezu ohne eigene Verluste für die Angreifer entschieden. Das Jugoslawien des Slobodan Milosevic zog nach 78 Tagen Luftkrieg seine Truppen aus dem Kosovo ab. In dieser Zeit hatte die NATO rund 35.000 Einsätze geflogen, davon etwa 10.000 eigentliche Luftangriffe. "Operation Allied Force" war in der Sicht vieler Journalisten und Militärs ein epochales Ereignis. Der vom Krieg am Boden unabhängige oder "strategische" Luftkrieg schien sich als kriegsentscheidender Faktor erwiesen zu haben. Der pensionierte General der US-Luftwaffe und ehemalige Stabschef der amerikanischen Streitkräfte Michael J. Dugan erklärte auf einer Konferenz von hochrangigen Verteidigungsexperten: "Zum ersten mal wurden wir Zeugen, wie in der 5000jährigen Militärgeschichte – der Geschichte des Menschen also, wie er organisierte Gewalt ins Feld führt – ein unabhängiger Luftkrieg ein politisches Ergebnis gezeitigt hat."⁴ Der "liberale" Journalist und "Militärexperte" Michael Ignatieff veröffentlichte im August 1999 eine Hymne auf den amerikanischen Oberbefehlshaber während des Kosovokrieges, General Wesley Clark. Ignatieff schwelgte: "Im ersten postmodernen Krieg der Geschichte" [war] "die Zerstörung so präzise, dass der Krieg eine Ära für immer hinter sich gelassen zu haben scheint: jene von Hiroshima und Dresden".⁵

Auf den ersten Blick haben die chirurgischen Schläge gegen serbische Punktziele, seien sie militärischer, seien sie ziviler Natur, in der Tat nichts mit den brutalen Flächenbombardements des Zweiten Weltkrieges zu tun. Es gab keine Zehntausenden von Toten und keine dem Erdboden gleichgemachten Trümmer-

⁴ Zitat nach James A. Kitfield, Another look at the air war that was, in: Air Force Magazine 82/10, 1999, S. 39-43 [Übersetzung WM].

⁵ Michael Ignatieff, Der gefesselte Kriegsherr, in: Die Zeit Nr. 33 vom 12.8.1999, S. 11-13. Hier auch das folgende Zitat.

wüsten, die einmal Städte gewesen waren. Anders als in den vorherigen Bombenkriegen des Jahrhunderts schien diesmal die Zivilbevölkerung nicht das primäre Ziel der Luftangriffe gewesen zu sein. Die mehr oder weniger "intelligenten" Bomben, wie man sie schon aus dem Golfkrieg des Jahres 1991 kannte, brauchten keine Flächenziele mehr wie im Zweiten Weltkrieg, um Wirkung zu zeigen. Es war nun technisch möglich, in einer Stadt einzelne Gebäude und Einrichtungen gezielt aus der Luft zu zerstören. Um die Infrastruktur eines Landes lahm zu legen, bedurfte es keiner unkontrollierbaren Feuerstürme mehr. Die Videos der Zielkameras in ihrer Mischung aus Computerspiel und rechnergestützter Zerstörung suggerierten die kalte Präzision des modernen Bombardements. Trotz dieser neuen Waffen wurde der Golfkrieg jedoch geradezu nach dem Muster des Zweiten Weltkriegs geführt. Auch während des Kosovokrieges kamen trotz seiner Beschränkung auf den reinen Luftkrieg eben jene Traditionen der Weltkriegsära zum Tragen, die durch den Einsatz moderner Waffensysteme scheinbar obsolet geworden sind.

Das Flugzeug ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts das Symbol für den technischen Fortschritt und steht als Zeichen für "Modernität" schlechthin. Dies gilt sowohl für seine zivile, als auch für seine militärische Verwendung. Das Flugzeug überwand im Verlaufe des Jahrhunderts alle traditionellen Grenzen, seien sie geographisch, seien sie völkerrechtlich. Im Ersten Weltkrieg eröffnete sich zum ersten mal der Blick auf die bis dahin unerreichten Möglichkeiten, die die neue Waffe bot. Jenseits der Front lag künftig das feindliche Hinterland einem direkten militärischen Zugriff aus der Luft offen. Doch militärische Ziele wie Kasernen oder Proviantämter interessierten dabei kaum. Es war jetzt vielmehr möglich, direkt auf die Quelle des militärischen Potentials eines Landes einzuwirken, die die kämpfende Front aufrechterhielt. Die Städte mit ihren Fabriken und Produktionsstätten waren nun selbst lohnende Ziele. Die brutale Konsequenz daraus war, dass von nun an eine Unterscheidung zwischen dem Kämpfer, d. h.

dem Kombattanten, an der Front und dem Nichtkämpfer, d. h. dem Zivilisten, in der Heimat hinfällig wurde. Das Völkerrecht, das die vorsätzliche Bekämpfung der Zivilbevölkerung im Kriege untersagte, interessierte die Kriegführenden von da ab nur noch am Rande. In den 1920er Jahren kam der folgenschwere Gedanke auf, dass eine Kriegsentscheidung nicht mehr als Konsequenz des direkten Kampfes verfeindeter Armeen gegeneinander erfolgen werde, sondern indirekt dadurch, dass der Widerstandswille der Bevölkerung kollabiere. Der deutsche Ex-Offizier und Militärschriftsteller Max Schwarte popularisierte diese Vorstellung 1923 in seinem Handbuch "Die Technik im Zukunftskriege":

"Viel mehr noch als an der Front wird aber der Faktor ‚Moral‘ bei der Führung des Luftkrieges gegen das Heimatgebiet hervortreten [...]. Wird die Wirkung dieses Luftkrieges aber so groß, dass die innere Widerstandskraft zusammenbricht, so führt diese Tatsache die Entscheidung des Krieges herbei, indem sie die Regierung zwingt, die Waffen niederzulegen".⁶

Die Vorstellung, man könne einen Krieg dadurch gewinnen, dass man die Zivilbevölkerung mittels eines strategischen Luftkrieges in Schutt und Asche bombe, bekam im Laufe der Zeit unter den Luftkriegstheoretikern den Stellenwert eines Glaubensbekenntnisses. Durch die Bedrohung aus der Luft erhielt die Zivilbevölkerung aber auch einen ganz neuen Stellenwert im Rahmen der Gesamtkriegführung. Zweck der Luftangriffe sollte es sein, die "Moral" der Zivilbevölkerung so zu erschüttern, dass sie Druck auf die Regierung mache, den Krieg zu beenden. Diese Gefahr sahen auch die Nationalsozialisten. Deren Ideologie und Propaganda hämmerte den Deutschen schon vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ein, dass es eine solche Möglichkeit niemals geben werde. Die allgemeine Bedrohung aus der Luft mache aus

⁶ Max Schwarte, Die Technik im Zukunftskriege. Ein Handbuch mit zahlreichen Abbildungen im Text. Charlottenburg 1923.

allen "Volksgenossen" eine "Schicksalsgemeinschaft", der sich niemand entziehen könne. Der alliierte Luftkrieg gegen die deutschen Städte richtete sich nun einmal unterschiedslos gegen alle, seien sie Säuglinge, Greise, Frauen, Kinder, Arme, Reiche, Nazis oder Regimegegner. Dadurch wurde es für die Nationalsozialisten während des Krieges möglich, das Vorhandensein einer "Volksgemeinschaft" im Sinne einer allseits von Bombenflugzeugen bedrohten Gesellschaft zu behaupten. Die "Volksgenossen" wurden unabhängig von ihrem sozialen oder persönlichen Status vor der Bombengefahr "gleich". Eine Unterscheidung zwischen kriegswilliger Führung und kriegsmüder Bevölkerung erschien damit von selbst als hinfällig. So lieferte der Bombenkrieg der Volksgemeinschaftsideologie paradoxerweise jene faktische Grundlage, derer sie bis dahin entbehrt hatte.

In einem gewissen Sinne sollte die gemeinschaftsstiftende Gleichheit vor dem Flächenbombardement später noch ihre ultimative Steigerung in der Drohung mit der atomaren Apokalypse finden⁷.

Mit der Bestätigung der Theorie durch den Kriegserfolg haperte es allerdings. Die seit der Zwischenkriegszeit so oft beschworene Idee, dass unter den Schlägen eines strategischen Luftkrieges die Moral der Zivilbevölkerung zusammenbrechen werde, sollte sich während des Zweiten Weltkrieges und auch danach nirgendwo bestätigen. Die Briten resignierten während der Luftschlacht um England 1940 ebenso wenig wie es die Deutschen bis 1945 taten. In Korea, Vietnam, Afghanistan, im Irak, im Iran und auf den anderen Kriegsschauplätzen in aller Welt konnten die eingesetzten Luftwaffen mit ihren Bombardements der Zivil-

bevölkerung gleichfalls nichts Entscheidendes bewirken.

Doch trotz dieser Serie von Misserfolgen lebte die Idee des strategischen Luftkrieges in den Köpfen vieler Luftkriegstheoretiker höchst virulent fort.

Allen Beteuerungen des Gegenteils zum Trotz sollten auch die "Menschen in Jugoslawien" in ihrer Gesamtheit in das strategische Kalkül des NATO-Luftkrieges miteinbezogen werden, auch wenn man auf Seiten der NATO bemüht war, die zivilen Verluste so gering wie möglich zu halten und die Begleit- oder Kollateralschäden der Bombardements zu minimieren. Die Angriffe der NATO galten vorgeblich rein militärischen Zielen. Die bewusste Zerstörung von Infrastruktur und Industriebetrieben verwies aber bald schon darauf, dass die NATO nicht nur in der Ausschaltung der jugoslawischen Armee, sondern auch in der partiellen Zerstörung der jugoslawischen Volkswirtschaft den Hebel sah, ihre politischen Ziele durchzusetzen.

Im Hinblick auf die trotz aller technischen Fortschritte unvermeidlichen zivilen Toten gab es ein im 20. Jahrhundert vielfach erprobtes Mittel zur eigenen Tröstung. Eine latente Kollektivschuldthese wurde sowohl im Golfkrieg als auch im Kosovokrieg verbreitet, denn es waren ja schließlich Kriege, die von Seiten der "Demokratien" gegen "Diktaturen" geführt wurden. Unterschwellig konnte sich jede Selbstrechtfertigung und Propaganda darauf beziehen, dass die irakische und jugoslawische Zivilbevölkerung selbst schuld an ihrem Unglück seien, denn schließlich hätten sie ihre undemokratischen Herrscher ja auch beseitigen können.

Ein atavistisches Motiv trat während des Golfkrieges und dann auch wieder im Kosovokrieg zutage. Es gab die Vorstellung, ein ganzer Krieg könne durch den Tod des jeweiligen Diktators hinfällig werden. Es gehörte in der Neuzeit nicht zu den Kriegsgepflogenheiten, die feindliche Führungsspitze direkt und persönlich anzugreifen. Bisher war es auch technisch kaum möglich, aus der Luft direkt gegen einzelne "Schurken" am Boden vorzugehen. Mit der Entwicklung und dem

⁷ Selbst Elemente der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsideologie konnten so nach dem Zweiten Weltkrieg und letztlich bis zum Ende des Kalten Krieges in veränderter Form und vielfach unerkannt fortwirken. Soziale und politische Unterschiede zwischen Regierenden und Regierten waren im Szenario des Atomkriegs in der Tat sinnlos.

Einsatz moderner Hightech-Munition lässt sich nun gezielt auf die feindliche Führungsspitze Jagd machen. In den letzten Stunden des Golfkrieges hatten es die Amerikaner speziell auf Saddam Hussein abgesehen. Mit eigens entwickelten Bomben sollten die Bunker vernichtet werden, die ihm persönlich Schutz boten. Doch Saddam Hussein überlebte den Krieg. Gleiches gilt für Milosevic, obwohl dessen Villa am 23. April 1999 durch einen NATO-Luftangriff zerstört wurde.

Als die jugoslawischen Truppen aus dem Kosovo abzogen, machte die NATO eine unerwartete Entdeckung. Die jugoslawischen Kampftruppen waren den alliierten Luftangriffen weitgehend entgangen. Durch geschickte Täuschungsmaßnahmen wurden Bomberpiloten und Zielauswerter genarrt, vielfach waren nur Attrappen angegriffen worden. Die Zahl der zerstörten Panzer, Lastwagen und Geschütze lag weit unter den Erwartungen. Doch dafür tröstete man sich mit der immensen moralischen Wirkung des Bombardements. In einer Dokumentation des Bundesverteidigungsministeriums heißt es: "Die psychologische Wirkung einer ständigen und immer intensiver werdenden Luftbedrohung hat den Einsatzwillen der jugoslawischen Soldaten und serbischen Polizisten vermutlich erheblich gemindert. Dazu hat nicht zuletzt die Erfolglosigkeit der jugoslawischen Luftverteidigungskräfte beigetragen".⁸

Die alte Idee vom Brechen des Widerstandswillens der zivilen Bevölkerung durch eine nachhaltige Beeinträchtigung ihrer Lebensverhältnisse fand im Kosovokrieg auch praktisch in der Bombardierung von jugoslawischen Kraftwerken und Umspannwerken ihren Niederschlag. Spezielle Graphitbomben sorgten für Kurzschlüsse in den Elektrizitäts-

anlagen und legten das Stromnetz lahm. Damit war endlich das vermeintlich kriegsentscheidende Ziel getroffen, denn wie Ignatieff estellte, "nach der Zerstörung des Stromnetzes" habe "sowohl die politische Elite als auch die Zivilbevölkerung" gewusst, dass "die NATO die Kontrolle über das zentrale Nervensystem des Regimes errungen hatte" Doch diese "Kontrolle" hatte auch ihren zivilen Preis, denn schließlich waren ja nicht nur die militärischen Objekte und Wirtschaftsbetriebe betroffen: "Der Angriff auf das Netz bedeutete, dass der Strom für Krankenhäuser, Brutkästen für Babys, Pumpstationen ausfiel." Zweifel hinsichtlich der ethisch-moralischen Fragwürdigkeit einer solchen Zielauswahl wischte Ignatieff mit dem Hinweis auf den letztlich kriegsentscheidenden Erfolg der Einsätze vom Tisch: "Sobald in Belgrad der Strom ausfiel, wurde Milosevics Kommando- und Kontrollstruktur unterbrochen, und die Unterstützung der Zivilbevölkerung begann zu bröckeln."

Und damit, so suggeriert Ignatieff, begann auch Milosevics Wille zum Krieg zu erlahmen. Wie es denn auch immer gewesen sein mag, Milosevic gab nach, und die jugoslawischen Truppen zogen aus dem Kosovo ab. Indem die zivilen Ziele mehr litten als die militärischen, fügt sich der Kosovokrieg als erster "postmoderner" Luftkrieg freilich nahtlos in die Geschichte der "modernen" (Luft)kriege des 20. Jahrhunderts ein.

Literatur:

Garrett, Stephan A., *Ethics and Airpower in World War II. The British Bombing of German Cities*, New York 1993

Kennett, Lee, *Strategic Bombardement. A Retrospective*, in: *Case Studies in Strategic Bombardement*, hg. v. R. Cargill Hall, Washington, D. C., 1998, S. 623–632

Pape, Robert A., *Bombing to Win. Air Power and Coercion in War*, Ithaca, N.Y., 1996, S. 135

Dr. des. Winfried Mönch, Schurwaldstraße 76, D-70186 Stuttgart, Tel. ++49-(0)711-485261.

⁸ Der Kosovo-Konflikt. Eine Dokumentation des Bundesministeriums der Verteidigung, Stand 11. Juni 1999, Bonn 1999, S. 19. Selbst im Golfkrieg wurde der moralische Faktor der Bombardements höher veranschlagt als die tatsächlich dadurch angerichteten physischen Zerstörungen. Vgl. Williamson Murray, *Air War in the Gulf. The Limits of Air Power*, in: *Strategic Review* 26/1, 1998, S. 28-38, hier S. 36.

Wissenschaftliche Projekte

Inventing the Schlieffen Plan (Dissertation)

by Terence Zuber

On the basis of newly discovered primary documents this dissertation presents a fundamental reevaluation of German war planning between 1858 and 1914. In particular, the dissertation asserts that the "Schlieffen Plan" was not a template for the German war plan in 1914, as has been generally supposed. In 1919 the historian and publicist Hans Delbrück contended that the German General Staff had used the wrong war plan in August 1914. Instead of attacking in the west the Germans should have attacked in the east. Such an attack – an *Ostaufmarsch* – would have resulted in a quick victory over the Russians and Germany would have respected Belgian neutrality. Germany could then have concluded a negotiated peace – a *Verständigungsfrieden* – with the western powers. This was, Delbrück contended, the war plan of the great elder Moltke from 1871 to 1888. Delbrück's assertion that the German war plan was fundamentally flawed constituted a mortal threat to the reputation and further influence of the German General Staff.

Beginning in 1920 a group of retired German General Staff officers led by Wilhelm Groener, Hermann von Kuhl, and Wolfgang Foerster revealed in a series of books and articles that in late 1905 Count Alfred von Schlieffen, the Chief of General Staff, had written a *Denkschrift* (study) in which he outlined a brilliant plan for a German offensive against France – the "Schlieffen Plan" – which would have infallibly produced a battle of annihilation in the west – *Vernichtungsschlacht*. The key to the plan was to "make the right wing strong". However, Schlieffen's successor, the younger Moltke, did not understand the concept of the "Schlieffen plan" and "watered it down", strengthening the left wing at the expense of the right. The right wing was therefore too weak and the Germans lost the battle of the

Marne. In addition, serious errors were made by the commander of the German 2nd Army, Bülow, as well as Moltke's *Chef der Nachrichtenabteilung* (chief of intelligence/communication), Hentsch. According to these officers, Schlieffen and the General Staff had in fact produced the perfect plan which failed only because of egregious errors committed by Moltke, Bülow and Hentsch who, by 1920, were all conveniently dead. The Reichsarchiv, which was the custodian of the German war plans, made them accessible only to the General Staff officers. Practically nothing was made known of Schlieffen's other war planning between 1891 and 1904. The Reichsarchiv also hung the *damnatio memoriae* over the younger Moltke and revealed little concerning his failed planning. The Reichsarchiv itself was then utterly destroyed by British incendiary bombs on 14 April 1945.

In a series of books in the 1950s Gerhard Ritter turned the "Schlieffen plan" against its creators. Schlieffen and his plan became the apotheosis of German militarism. Schlieffen's plan was "purely military" and left no room for politics or international morality. The invasion of Belgium blackened the German name and was the origin of "the German and European disaster".

The dissertation contends that none of the foregoing is historically accurate and offers a new and completely different view of German war planning. It does so based in large part on recently discovered documents which survived the destruction of the Reichsarchiv. These were then closely held by the military archive of East Germany and became available only after the fall of the Wall. They include a 260–page *Denkschrift* titled *Der Schlieffenplan* by Reichsarchiv historian Wilhelm Dieckmann which summarizes Schlieffen's planning between 1891 and 1904. There was also a briefing given in 1905 concerning Schlieffen's east front war planning, two of Schlieffen's *Generalstabsreisen* (General Staff strategic exercises) held in 1904 and a *Denkschrift* by Reichsarchiv historian Greiner summarizing the German west front intelligence estimate

between 1885 and 1914. The newly discovered documents also included the younger Moltke's *Generalstabsreisen* from 1906 and 1908, the only primary sources concerning Moltke's planning.

Further research in the archives of the individual German states revealed that a large quantity of German planning material had actually survived, neglected or unappreciated, apparently because the "Schlieffen plan" was dogma and no one perceived any need to conduct research on German war planning. The Bavarian *Kriegsarchiv* was a gold mine, containing the *Generalstabsreisen* from 1885, 1902 and 1903, Schlieffen's last *Kriegsspiel* in November–December 1905, German intelligence estimates from 1905 until the war, 6th (Bavarian) Army planning and operations orders in August 1914 and the invaluable papers of two Bavarian officers, Krafft von Dellmensingen, the 6th Army Chief of Staff, and Karl Ritter von Wenninger, the Bavarian liaison officer at OHL. The *Hauptstaatsarchiv* in Stuttgart contained some of the younger Moltke's *Kriegsakademie* exercises between 1907 and 1911. The *Generallandesarchiv* in Karlsruhe had the only set of German intelligence analyses from 28 July 1914 through the battle of the Marne. From this mass of primary source material it was possible to construct the first analysis of Schlieffen's war planning from 1891 to 1905 as well as the real German plan in 1914.

Schlieffen's foremost concern during his entire tenure as Chief of Staff from 1891 to 1905 was that in a two-front war the German army was seriously outnumbered. For this reason Schlieffen always maintained that Germany needed to utilize all her trained manpower at the start of hostilities by incorporating every trained reservist into a maneuver unit of the field army. In addition, Germany annually conscripted only half of each year group. Schlieffen said that this was inadequate; Germany should institute universal conscription as the French had done. The 1905 "Schlieffen plan" *Denkschrift*, which employed 24 *Reserve* and *Ersatz* divisions that did not exist, was actually an argument for

taking such steps. In fact, between 1893 and 1913 the Reichstag essentially froze the size of the German army. To compensate, Schlieffen developed an operational doctrine based on counterattacks using rail mobility to mass forces and achieve surprise. Schlieffen therefore preferred to fight near the German railheads. The dissertation shows the evolution of this doctrine in Schlieffen's *Generalstabsreisen* in both the east and the west, culminating in Schlieffen's great *Kriegsspiel* of November–December 1905.

Schlieffen's intent was to win the first battles, and not to concoct a grand plan for a colossal battle of annihilation. He assumed that the war would begin with a coordinated Franco–Russian attack. The French would attack either into Lorraine or the Ardennes, where the first battles would be fought. Having won these battles, the Germans would either shift forces to the east to beat off the Russian attack, or, if the east were secure, would continue the attack in the west, but only in order to surround Verdun and break the French fortress line between Verdun and Toul. Having done so, the Germans would regroup for the next campaign, either into the interior of France or in the east.

In 1914 Moltke employed neither the "Schlieffen plan" nor Schlieffen's mobile–warfare doctrine. The dissertation shows the campaign Moltke did conduct as well as how Ludendorff employed Schlieffen's doctrine on the east front from August to December 1914 with spectacular results.

It is clear that at no time, either under Schlieffen or the younger Moltke, did the German army plan to swing to the west of Paris. The German left wing was never weak; rather it was always very strong – indeed the left wing might fight the decisive battle in Lorraine. The war would begin with a Franco–Russian, not a German attack. The first campaign would probably end with the elimination of the French border fortifications and not the total annihilation of the French army. If the Germans did win a decisive victory it would be through a German counter–offensive in Lorraine or Belgium, not through

an invasion of France. There was never any intent to destroy the French in one immense "Cannae"-battle. There was never a "Schlieffen Plan".

Major Terence Zuber, Kantstr. 35, D-97074 Würzburg, Tel. ++49-(0)931-883674

Kriegstechnische und -taktische Bilderhandschriften und Traktate im 15. und 16. Jahrhundert (Habilitation)

von Rainer Leng

Das 15. und das 16. Jahrhundert brachten dem Kriegswesen revolutionäre Veränderungen. Die Technisierung des zunehmend von den modernen Feuerwaffen geprägten Krieges und der parallel verlaufende soziale Wandel der Kriegsteilnehmer, an dessen Ende die Massenheere von Söldnern und Landsknechten stehen, erforderten bald ein neues Spezialwissen.

Als Folge dieser Wandlungserscheinungen bildete sich nun eine völlig neue Literaturgattung heraus. Gab es bis zum Jahr 1400 kein einziges Buch, das praktisches Wissen über den Krieg enthielt, so entstand nun eine wahre Flut von Bilderhandschriften und Traktaten, deren einziger Gegenstand die Technik und Taktik des Krieges war.

Mit dieser Quellengruppe beschäftigte sich 1994 ein Teilprojekt der DFG-Forschergruppe "Das Bild des Krieges im Wandel vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit". Unter dem Projekttitel "Kriegstechnische und -taktische Bilderhandschriften und Traktate im 15. und 16. Jahrhundert" wurden mehr als 300 jener Handschriften erfasst und ausgewertet. Im Vordergrund stand dabei die Frage nach den Entstehungsbedingungen und den Wandlungserscheinungen einer völlig neuen Literaturgattung an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit.

Das älteste Büchsenmeisterbuch, das heute unter der Signatur cgm 600 in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt wird, stammt aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Auf gerade 22 einfachen Papierblättern hat ein

anonymer Verfasser in nüchterner deutscher Prosa und in groben Skizzen sein spezielles Wissen um die Waffentechnik niedergelegt. In mehrfacher Hinsicht mußte dafür Neuland betreten werden. Die unter dem Titel "Anleitung Schießpulver zu bereiten, Büchsen zu beladen und zu beschießen" überlieferte Handschrift ist erstes und zugleich intensives Zeugnis für den Aufstieg der *sub-literate groups* in die Schriftlichkeit. Das Medium Buch gehörte fortan nicht mehr ausschließlich der Welt der Gebildeten. Für die Militärgeschichte, aber auch für die Technik- und Wissenschaftsgeschichte von großer Bedeutung sind die neuartigen Inhalte und Methoden der Darstellung. Die in langjähriger Berufserfahrung gewonnenen Beobachtungen über die Wirksamkeit von Pulverrezepten schließen sich enger an die Entstehung der modernen Chemie als an die mittelalterliche Tradition von Alchimie und Naturphilosophie an. In Text und Bild vermittelte der gerade schreib- und lesekundige Meister einzig sein waffentechnisches Wissen. Bezüge auf mittelalterliche Wissenschaft, Geschichte oder Literatur fehlen völlig. Hier liegen die Wurzeln des kriegswissenschaftlichen Schrifttums der Neuzeit. Als eines der Projektergebnisse ist mittlerweile ein ausführlich kommentiertes Faksimile der Handschrift erschienen (Rainer Leng. *Anleitung Schießpulver zu bereiten ...* Wiesbaden 2000).

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts setzten sich unter Kaiser Maximilian I. Artilleriewesen und Landsknechtstum auf breiter Ebene durch. Damit veränderten sich das kriegstechnische Wissen und die Formen seiner Vermittlung. Das erste Artilleriebuch des 16. Jahrhunderts, Franz Helms "Buch von den probierten Künsten" (1535), vermittelt zwar waffentechnisches Grundwissen, im Mittelpunkt steht jedoch die Bedienung des Artillerieparks. Mit dem erklärten Ziel, eine Lehrschrift für völlig unbeschlagene Berufsanfänger zu verfassen, behandelt es vor allem Ladeweisen und das präzise Einrichten verschiedener Geschütztypen mit Hilfe des Quadranten. Über 70 Abschriften, besonders in den frühneuzeitlichen Fürstenbibliotheken, belegen die militär-

geschichtliche Relevanz des Buches (Text und Untersuchungen bei Rainer Leng, Franz Helm und sein Buch von den probierten Künsten. Wiesbaden 2001).

Auch die sozialgeschichtlichen Veränderungen des Heerwesens verlangten bald nach verschriftlichtem Wissen. Veranschlagung des Truppenbedarfs, Berechnungen von Sold, Ausrüstung, Verpflegung, Artilleriepark, Munition, Wegstrecken, Kriegsdauer und vor allem der finanziellen Ressourcen waren die entscheidenden Faktoren logistischer Vorbereitungen. Ab den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts entstanden deshalb eine ganze Reihe von theoretischen Kriegsschriften, die sich vor allem mit der Organisation der Söldnerheere beschäftigten. Niederadelige Autoren wie Konrad von Bemelberg oder Michael Ott von Achterdingen, beides altgediente Söldnerführer Maximilians, machen mit ihren "Kriegsordnungen" den Anfang. Mit Lazarus von Schwendi und Graf Reinhard von Solms bis hin zum Markgrafen von Brandenburg und Herzog von Preußen, Albrecht dem Älteren, treten schließlich immer höhergestellte Autoren hervor.

Mit der zunehmenden Spezialisierung des Kriegswesens wird auch die Literatur immer komplexer. Kriegsordnungen in über 400 Folio starken Bänden sind am Ende des 16. Jahrhunderts keine Seltenheit mehr. Nahezu alle Aspekte militärischen Lebens von Musterungsordnungen über Artillerie-, Sold-, Marketender-, Tross- und Hurenordnungen bis zu Kriegsgerichts-, Spital- und Begräbnisordnungen werden nun verschriftlicht.

Eine umfassende Gesamtdarstellung zur Entstehung und Wandlung der kriegswissenschaftlichen Literatur an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit wurde 2000 als Habilitationsschrift von der Philosophischen Fakultät II der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg angenommen. Der Titel lautete: Rainer Leng, Kriegstechnische und -taktische Bilderhandschriften und Traktate im 15. und 16. Jahrhundert. Bd. 1: Entstehung und Entwicklung. Bd. 2: Beschreibung der Handschriften. Die Arbeit befindet sich derzeit in Vorbereitung für den Druck.

PD Dr. Rainer Leng, Institut für Geschichte, Philosophiegebäude am Hubland, D-97074 Würzburg, E-Mail rainer.leng@mail.uni-wuerzburg.de

Deutschlandpolitik und Öffentlichkeit in Frankreich 1919–1922 (Dissertation)

von Anna-Monika Lauter

Der Erste Weltkrieg hinterließ Frankreich in einem tiefen Zwiespalt: Einerseits bestand der Anspruch der Siegermacht, gemeinsam mit den Alliierten über die neue Ordnung Europas zu entscheiden – andererseits litt das Land unter den verheerenden militärischen, wirtschaftlichen und demographischen Folgen des Krieges. Jean-Jacques Becker charakterisiert das Frankreich der unmittelbaren Nachkriegszeit treffend mit drei Adjektiven: "victorieuse, agressive et craintive".⁹ Die Vorstellung von der Zukunft Frankreichs war dabei untrennbar von der Diskussion über den Status des besiegten Deutschlands. Die Beziehung zwischen den beiden Staaten wurde für Selbstbild und Selbstbewusstsein Frankreichs zentral, über ihre Gestaltung allein konnte der Krieg bewältigt werden. Ein Grundproblem bei einer Analyse der französischen Deutschlandpolitik nach 1918 ist die Sicherheitsfrage. Die Forschung lässt unklar, was "Sicherheit" hieß, wie sie erreicht werden sollte und ob sie offensiv oder defensiv verstanden wurde. Sie stellt zwar das Bedürfnis Frankreichs nach Sicherheit uneingeschränkt fest, bietet aber keine Reflexion über die Bedeutung des Begriffs und kaum Ansätze zu seiner Definition. Statt dessen gibt es eine umfangreiche Bandbreite an Interpretationen, die "Sicherheit" zwischen Angst und aggressivem Machtdenken positionieren. Die Problematik eines auf so unterschiedliche Art und Weise gebrauchten zentralen Begriffs wurde bislang nicht thematisiert.

⁹ Jean-Jacques Becker, *La France en guerre 1914–1918. La grande mutation*, Brüssel 1988, S. 191.

Für die 1920er Jahre gibt es keine systematische Auseinandersetzung mit den Beziehungen zwischen der Deutschlandpolitik Frankreichs und der französischen Öffentlichkeit. Ausnahme ist die Studie Pierre Miquels, der die Reaktion der Öffentlichkeit auf den Versailler Vertrag im Jahre 1919 untersucht und sich dabei hauptsächlich auf eine breite Analyse der französischen Presse stützt.¹⁰ Dieses umfangreiche Forschungsdesiderat soll in meinem Projekt aufgebrochen und für einen Teilbereich untersucht werden. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich auf die Entwicklung zwischen dem Inkrafttreten des Versailler Vertrags und der Verschärfung der deutsch-französischen Krise durch die Ruhrbesetzung. Einerseits geht es um die Darstellung von Politik in der Öffentlichkeit und die Legitimation der Vorgehensweise gegenüber Deutschland, andererseits sollen die Reaktionen und Einflüsse der öffentlichen Meinung auf die französische Politik analysiert und die vorherrschenden Deutschlandbilder herausgefiltert werden. Meine Untersuchung fragt dabei gezielt nach den Schnittstellen zwischen der französischen Regierung, der organisierten Öffentlichkeit der Parteien, Ligen und Vereine und der nichtorganisierten Öffentlichkeit. Sie möchte Aufschluss darüber geben, wie die Politik meint, auf die öffentliche Meinung reagieren zu müssen und wo beziehungsweise in welcher Form sich die Öffentlichkeit gegenüber der Politik manifestiert.

Im Zentrum der methodischen Überlegungen müssen die Auswirkungen des Krieges auf die französische Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Politik stehen. Der Erste Weltkrieg trug in mehrfacher Weise dazu bei, dass die politische Bedeutung der Öffentlichkeit stieg. Es kam zu einer gesteigerten Wahrnehmung von Politik und zu der Einsicht, dass (außen-)politische Entscheidungen das eigene Leben bestimmen können. Diesem sehr viel höheren Interesse der Bevölkerung mußte die Politik Rechnung tragen, indem sie ihr Vorgehen

zunehmend in der Öffentlichkeit präsentierte und rechtfertigte. Die vor dem Krieg übliche Reduktion von Außenpolitik auf "défense nationale" wurde aufgehoben. In einem weiter gefassten Zusammenhang führt dies zu der Frage, ob die Deutschlandproblematik Auswirkungen auf die französische Innenpolitik hatte. Nach dem Krieg begann die Zeit der Massenparteien, der Ligen und der großen Interessenverbände, nicht zuletzt charakterisiert durch die Organisationen der "anciens combattants". Der Öffentlichkeit stand daher eine sehr viel größere Bandbreite an Möglichkeiten zur Verfügung, sich politisch zu binden und vertreten zu lassen. Massenmobilisierung wurde Mittel und Ziel von Politik, gleichzeitig konnte die öffentliche Meinung direkter wirken. Der immense Propagandastrom der Kriegszeit konnte nicht innerhalb kürzester Zeit durch eine von Emotionen freie Sachpolitik ersetzt werden. Auch die Inhalte der politischen Landschaft änderten sich: Der Wahlsieg des Bloc National und die Gründung einer kommunistischen Partei erschütterten das politische Gleichgewicht, was gerade die Presse dazu zwang, moderate Mittelpositionen zunehmend aufzugeben. Die Pariser Presse löste sich aus dem engen Informationskreis des politischen Milieus um Regierung, Parlament und Senat und schickte unter anderem vermehrt eigene Korrespondenten ins Ausland.

Inhaltlich geht es um die Frage nach der Bedeutung von Sicherheit für Frankreich. Dabei ist auf unterschiedliche Positionen und Konzepte von Personen oder Gruppen aus Politik und Gesellschaft sowie auf mögliche Definitionen einzugehen. Wichtig ist das Verhältnis zwischen Sicherheit und Hegemonie und das Problem der jeweiligen Umsetzung. Davon ausgehend kann nach den Denkansätzen gefragt werden, die das Vorgehen gegenüber Deutschland motivierten. Hier können unterschiedliche Dispositionen, Gefühle und Prägungen eine Rolle spielen, die zu politischen Vorstellungen führten. Es geht darum, zu erfahren, welche Bilder vom Nachbarstaat das Denken der Franzosen beeinflussten und wie sie zustande kamen. Auf

¹⁰ Pierre Miquel, *La paix de Versailles et l'opinion publique française*, Paris 1972.

politischer Ebene muss überlegt werden, welche Bilder konstruiert wurden, um das eigene Vorgehen abzusichern. Dargestellt werden soll also nicht die Deutschlandpolitik selbst, sondern auf einer abstrakteren Ebene ihre Konstruktion und ihre Begründungszusammenhänge. Im besonderen Blickfeld der Untersuchung stehen die Reparationen, die Rheinlandpolitik und der Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Gebiete. Es soll geklärt werden, wie in Frankreich die eigene Position wahrgenommen und in Beziehung zu der des deutschen Nachbarn gesetzt wurde. In diesem Zusammenhang sollte es möglich sein, Schlussfolgerungen über den Grad des Sicherheitsbedürfnisses in verschiedenen Teilen der französischen Öffentlichkeit zu ziehen und ebenso Indizien für den Wunsch nach einem Ausbau der starken Stellung gegenüber dem geschwächten Deutschland auszumachen.

Die Untersuchung stützt sich auf zwei Arten von Quellen. Einerseits werden Bestände aus französischen Archiven ausgewertet. In den Pariser Archives Nationales geben die Akten des Innenministeriums mit den Berichten der Präfekten aus den Departements Aufschluss darüber, wie in ganz Frankreich im Rahmen öffentlicher Veranstaltungen über die Deutschlandpolitik diskutiert wurde. Eine andere Perspektive bieten die Akten der Rheinlandkommission, die Rückschlüsse darauf erlauben, wie die französische Rheinlandpolitik der Öffentlichkeit des eigenen Landes gegenüber dargestellt werden sollte. Ergänzend werden Bestände aus dem Archiv des Außenministeriums, dem Militärarchiv in Vincennes, der Préfecture de Police de Paris und der Bibliothèque de Documentation Internationale Contemporaine in Nanterre herangezogen. Zweites Standbein der Untersuchung ist die Auswertung der französischen Presse. Hier werden neben einer politisch breit gestreuten Auswahl aus der Pariser - Tagespresse Zeitungen aus der Provinz untersucht.

Anna-Monika Lauter, Jahnstr. 81, D-40215 Düsseldorf, Tel. ++49-(0)211-3849394, E-Mail anna.lauter@gmx.de

Historische Orte, Institutionen und Forschungsbereiche

Die Handschrift des Krieges: Das Feldpost-Archiv Berlin

Von Katrin Kilian

Das Projekt zu Kriegsdokumenten ist lokalisiert an der Technischen Universität Berlin, Fachbereich Medienwissenschaften, und steht in enger Zusammenarbeit mit dem Museum für Kommunikation, Berlin.

Die erste Aufgabe besteht in der Sammlung und Digitalisierung von Quellenmaterial. Hierzu haben wir in einem ersten Medienaufruf im Großraum Berlin aufgefordert, dem Projekt Kriegsdokumente zur Verfügung zu stellen. Derzeit sind rund 30.000 Dokumente zusammengetragen worden (Stand: Juni 2001). Es bestehen keine Sammlungseinschränkungen. Alle Dokumente werden gescannt und als digitale Faksimile (TIF-Datei) gesichert. Die Originale werden im Museum für Kommunikation auf Dauer archiviert. Darüber hinaus werden die Dokumente transkribiert und als Word-Datei gespeichert. Bislang liegt nur ein geringer Teil der Briefe als Transkript vor. Die Abschrift ist eine aufwendige und kostenintensive Handarbeit, für die Forschungsgelder beantragt werden.

Der gesammelte Bestand ist für die wissenschaftliche Öffentlichkeit zugänglich, sobald die Dokumente als Faksimile abgelegt sind bzw. als Transkripte vorliegen. Auf der Internetseite werden die Metadaten der inventarisierten Konvolute publiziert. In einer Übersicht über ähnliche Sammlungen in der Bundesrepublik präsentieren wir alle uns verfügbaren Informationen. Die Verzeichnisse werden ständig erweitert. Links zu anderen in- und ausländischen Feldpostarchiven vervollständigen den Überblick.

Die Lebensdokumente bieten vielfältige Möglichkeiten, Antworten auf wissenschaftliche Fragestellungen zu finden. In meiner Dissertation werde ich Aussagen von Feldpostbriefen aus dem 2. Weltkrieg in

Bezug auf die Akzeptanz propagandistischer Aussagen auswerten. Kriegserlebnisse und –erfahrungen spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Auf der Internetseite werden auch Arbeiten anderer Forscher und Forscherinnen aus unterschiedlichen Disziplinen vorgestellt. Diese Präsentation soll zu einer Transparenz der vielfältigen Forschungsvorhaben führen. Denn Feldpost wird an verschiedenen Universitäten, an unterschiedlichen Fachbereichen unter ganz differenten Fragestellungen betrachtet.

Neben den Faksimiles und Transkripten ist die Erstellung einer Datenbank geplant, die die inhaltliche Erschließung der Dokumente ermöglichen soll. In dieser Datenbank könnte dann z. B. nach Schlag– oder Stichwörtern, nach Feldpostnummern, Zeiträumen oder Orten gesucht werden. Hierzu sind Expertengespräche und eine Tagung geplant, in denen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ihre Selektionskriterien und Suchbegriffe oder –gebiete sowie fachspezifischen Fragestellungen an die Zeugnisse einbringen können.

Im Sommersemester 2001 wird ein Seminar an der Technischen Universität, Fachbereich Medienwissenschaft, mit Feldpostdokumenten durchgeführt. Auch an Schulen werden Feldpostbriefe als Unterrichtsmaterial verwendet. In Ausstellungen, wie sie z. B. zum 60. Jahrestag der Einkesselung der 6. Armee bei Stalingrad geplant ist, können die Lebensdokumente präsentiert werden.

Feldpostbriefe erlauben einen transdisziplinären Zugang, indem die Fachgebiete ihre fachspezifischen Forschungsfragen stellen und sie auch autonom bearbeiten können. Die Quelle erlaubt aber auch interdisziplinäre Untersuchungen, in denen Forschungsfragen fachübergreifend gestellt und beantwortet werden können. Eine Zusammenarbeit mit anderen Instituten und Hochschulen aus dem In– und Ausland wird angestrebt. Das Projekt ist offen für weitere Initiativen.

Feldpost–Archiv, Katrin Kilian, Postfach 410468, D–12114 Berlin, www.feldpost-archiv.de

Das Wehrgeschichtliche Museum (WGM) in Rastatt

von Martin Krämer

Die Geschichte des WGM beginnt 1934 mit der Errichtung des "Badischen Armeemuseums", wiedererrichtet 1946 als "Badisches Historisches Museum" und neu eröffnet 1956 als "Historisches Museum Schloss Rastatt". Den heutigen Namen erhielt das Museum 1969, als das Bundesverteidigungsministerium (BMVg) die Leitung übernahm; das WGM wurde Leitmuseum der Bundeswehr. Nach der Vereinigung Deutschlands verlor Rastatt diese Funktion; seit 1996 ist das WGM eine GmbH, getragen durch das Land Baden–Württemberg, die Stadt Rastatt und einen Förderverein. Über den Förderverein beteiligt sich das BMVg weiterhin am Unterhalt des Museums.

Die Dauerausstellung des WGM ist im Mittelbau und Südflügel des Rastatter Residenzschlosses untergebracht. Hier wird die deutsche Militärgeschichte von 1500 bis 1918 unter besonderer Berücksichtigung der bewaffneten Macht Badens und Württembergs vermittelt, wobei die Wechselbeziehungen zwischen Armee, Staat und Gesellschaft und der Stellenwert des Militärs bei der Formierung des neuzeitlichen Staates verdeutlicht werden sollen. Die Ausstellung auf zur Zeit 1.600 qm ist daher auch keine waffenstarrende Schau. Statt dessen werden den Besuchern mit zentralen Inszenierungen, mit ausgewählten Exponaten, mit Dokumentationswänden und einer Wandzeitung unter anderem der Alltag des Soldaten, die militärtechnischen Entwicklungen, aber auch die Erfahrungen des industrialisierten Massenkrieges vor Augen geführt. Höhepunkte der Ausstellung sind ein Großdiorama der für den "Türkenlouis" (Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden–Baden) siegreichen Schlacht von Slankamen 1691 mit über 6.000 Zinnfiguren, ein fast 15 qm großes Modell der Bundesfestung Rastatt und die

Präsentation des Ersten Weltkrieges in einem schwarzen Stahlkasten in einem abgedunkelten Raum.

Langfristig ist die Erweiterung der Dauerausstellung mit den Themen Reichswehr, Zweiter Weltkrieg und Bundeswehr geplant. Einer breiten Öffentlichkeit sollen schon bald die großen militärgeschichtlichen Museumsbestände, die zur Zeit noch in Waffenkammern und Depots eingelagert sind, mit neuer Konzeption in sogenannten Studiensammlungen zugänglich gemacht werden. Noch in diesem Jahr stellt das WGM dem Besucher die Militärmusik und das Festungswesen vor. In Vorbereitung sind darüber hinaus Studiensammlungen zu Blank- und Handfeuerwaffen, Uniformen, Orden und Militäreffekten.

Das WGM versteht sich als Zentrum der deutschen Heereskunde und als Stätte der Forschung. Eine ca. 50.000 Bände umfassende Präsenzbibliothek, fast 120.000 Photos, der Richard Knötel-Nachlass und eine nahezu vollständige Sammlung der deutschen Regimentsgeschichten und Dienstvorschriften stehen der historischen Forschung zur Verfügung.

Sonderausstellungen finden zwei- bis dreimal jährlich statt, unter anderem auch in Zusammenarbeit mit dem Militärhistorischen Museum der Bundeswehr (Dresden).

Wehrgeschichtliches Museum Rastatt, Postfach 1633, D-76406 Rastatt; Verwaltung, Bibliothek: Karlstraße 1, D-76437 Rastatt. Ausstellungsräume: Schloss Rastatt, Herrenstraße, Internet: <http://www.wgm-rastatt.de>, E-Mail: hermes@wgm-rastatt.de, Telefon: ++49-(0)7222-34244, Fax ++49-(0)7222-30712. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 9.30 – 17.00 Uhr

Unendliche Welten

Apocalypse Again

Von Markus Pöhlmann

Am Anfang war der Huey. Im Konturenflug gleiten die Hubschrauber auf die Küstenlinie zu, die Männer klammern sich nervös an ihre Gewehre. Colonel Kilgore gibt das Zeichen: Aus den Außenlautsprechern donnert Richard Wagners "Ritt der Walküren" – Ouvertüre zum Ende eines vietnamesischen Dorfes. Kein Film über den Krieg in Südostasien, kein Film über den Krieg an sich hat seine Zuschauer derart irritiert zurückgelassen wie Francis Ford Coppolas "Apocalypse Now" (1979). Und keiner hat derart filmgeschichtliche Spuren hinterlassen und dazu noch ein regelrechtes Genre etabliert. Weil es schwer möglich scheint, etwas Gutes schlecht neu aufzugießen, präsentierte der Regisseur im Mai diesen Jahres in Cannes eine auf mehr als dreieinhalb Stunden verlängerte Neufassung.

Worin liegt die anhaltende Faszination für den Film? Zunächst einmal in seiner beständigen Selbstthematization. "A Filmmaker's Apocalypse" lautete der bezeichnende Untertitel eines Films über die Entstehung des Films. Eleanor Coppola, die Frau des Regisseurs, hat die monströsen Widrigkeiten beim Zustandekommen des Films und die Folgen für die Beziehung mit ihrem Mann in einem Tagebuch sehr persönlich geschildert. Für die seit Jahren vergriffene deutsche Übersetzung wäre längst eine Neuauflage fällig.¹¹ Der Soundtrack zum Film, der über die lange zurückgehaltene Videofassung hinwegtrösten mußte, ist mehr ein Hörspiel und viel mehr als die heute übliche Zweitverwertung der Filmmusik.

Die Faszination von "Apocalypse Now" lag aber auch darin, dass der Film einfach *anders* war und gegen alle heiligen Regeln Hollywoods sündigte. Seine Motive kramte sich der Regisseur aus Joseph Conrads Erzählung "Heart of Darkness" und aus den Kriegsberichten des Esquire-Journalisten Michael Herr zusammen, die Michael Naumann einmal als "*die* Pornographie der modernen Kriegsführung" klassifizierte.¹² T. S.

¹¹ Eleanor Coppola, Vielleicht bin ich zu nah. Notizen bei der Entstehung von "Apocalypse Now", Reinbek 1980.

¹² Michael Herr, Dispatches, New York 1977.

Eliots "The Hollow Men" taucht gar in der Schluss-Szene als Text auf. Ein regelrechter Affront gegenüber dem Publikumsgeschmack des Mainstreamkinos war auch Coppolas Verzicht auf weibliche Rollen. Der Krieg, den er beschrieb, war männlich und offensichtlich für sich genommen schon derart "sexy", dass er auf die übliche Komplementierung des männlichen Helden durch die weibliche Schutzbefohlene verzichten konnte. Frauen tauchen in "Apocalypse Now" allenfalls in undankbaren Statistinnenrollen auf: als Playboy-Bunnies, als Tonbandstimme der Mutter eines toten Jungen und als vietnamesische Frauen, die erschossen werden, weil sie Hundewelpen retten wollen oder Handgranaten in amerikanische Sanitätshelikopter werfen. Gerade hier hat Coppola in der Neufassung dem Kommerz Tribut gezollt: Die aus der Urfassung entfernte Szene bei einer französischen Siedlerfamilie bringt eine starke Frau ins Spiel, deren Auftritt aber für den weiteren Handlungsablauf ohne Bedeutung bleibt. Die ebenfalls ergänzten Sexszenen im Anschluss an den Auftritt der Playboy-Show sind allenfalls vom cineastischen Standpunkt interessant. Dass durch sie der "Katalog der Wahnwelt Vietnam" erst jetzt komplett wird, wie der Rezensent der FAZ beruhigt konstatierte, kann füglich bestritten werden.¹³ Vielmehr war es doch die radikale Absage an den Mythos eines "weiblichen Elements", durch das der Krieg ein menschlicheres Gesicht erlangen würde, sowie die Absage an jede Möglichkeit von Liebe, die eine zentrale Stärke der Urfassung war.

Es ist die Zweideutigkeit des Films, der sich der filmischen wie ideologischen Einordnung mit aller Macht entzog. Generationen deutscher Redakteure von Fernsehzeitschriften haderten, ob sie den Film unter dem Schmuddellabel "Kriegsfilm" klassifizieren oder durch die Zuordnung "Antikriegsfilm" für den Familien-Fernsehabend freigeben sollten. Schon die Story war unkonventionell: Inmitten eines brutalen Krieges wird ein amerikanischer Offizier mit einer Mission betraut, die darin

besteht, einen anderen amerikanischen Offizier zu töten. Gut und Böse beginnen sich zusehends zu verwischen, je näher Captain Willard auf seiner Conradschen Flussreise seinem Opfer kommt. Willard ist ein Solitär; einer der nach seiner ersten Tour nach Vietnam zurückgekommen ist, weil er erkannt hat, dass es ein "Zuhause" für ihn nicht mehr gibt. Und genau in seiner Unfähigkeit, eine Welt außerhalb des Krieges zu denken, steht er dem von ihm verachteten Colonel Kilgore näher als er selbst weiß. Kilgore, der Wagner, Dosenbier und Surfen unter Artilleriebeschuss liebt, bringt ihrer beider Dilemma auf den Punkt: "Some day this war is going to end". Der Wahnsinn von Colonel Kurtz, dem Mann, den Willard finden und töten soll, liegt allenfalls darin, dass er die "Logik" des Krieges für sich zu Ende gedacht hat und seitdem an der Spitze einer verlorenen Truppe aus Renegaten und Montagnards Vietnamesen und Amerikaner gleichermaßen umbringt.

Ambivalenz birgt auch die Präsentation von Krieg als einer synästhetischen Rauscherfahrung: Rock'n'roll und Napalmangriff, dunkler Dschungel und eine mit Girlanden hell erleuchtete Brücke, der LSD-Trip von Willards Bootsbesatzung: Ernst Jünger auf Speed – eine Deutung, die in Deutschland in der Regel mit politisch korrekter Verve verworfen wurde. Wo der Krieg im Drogenrausch geführt wird, stellt sich die Frage, ob er nicht in einem solchen geplant wurde. Mit dem Schluss wird die Zweideutigkeit auf die Spitze getrieben: Kurtz ist tot, doch wird Willard den Weg zurück schaffen? Wenn ja, verdient er es überhaupt? Wird der angeforderte Luftschlag der US-Airforce die eingerissenen Grenzen zwischen Gut und Böse je wieder erstehen lassen?

¹³ Wilfried Wiegand, Das verbesserte Meisterwerk, in: FAZ vom 14. Mai 2001, S. 55.

Tagungsberichte

"Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?" Bericht über die 4. Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. (AKM) in Zusammenarbeit mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) Potsdam und dem Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam. Potsdam, 16./17.03.2001

von Gundula Bavendamm

Die vierte Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte fand in den Gebäuden der Universität Potsdam statt, die – folgt man der traditionellen akademischen Nomenklatur – über den einzigen Ordentlichen Lehrstuhl für Militärgeschichte in der Bundesrepublik verfügt. Eine vergleichbare Einrichtung hat sonst nur die Universität Münster mit einem C3–Professur für Militärgeschichte aufzuweisen. Auf der Potsdamer Tagung dominierten die an Universitäten tätigen Historikerinnen und Historiker, aber auch zahlreiche Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (MGFA) und einige Militärs waren vertreten. Das Charakteristikum der Veranstaltung war ihr Werkstattcharakter. In Form eines experimentellen Dialogs reflektierte man gemeinsam über das Verhältnis von Operationsgeschichte und Militärgeschichte, um dieses neu zu bestimmen und forschungsleitende Perspektiven für eine Kooperation beider Disziplinen aufzuzeigen.

Nach Eröffnungsworten von Wilhelm Deist (Vorsitzender des AKM), Friedhelm Klein (Amtschef des MGFA) und Jörg Schönbohm (Innenminister des Landes Brandenburg) sprach Gerd Krumeich (Düsseldorf) einleitend über die "Geschichte der Operationsgeschichte". Positiv bewertete Krumeich, dass die militärische und die zivile Geschichtsschreibung gemeinsam an der Aufarbeitung der Operationsgeschichte beteiligt seien. Der Kontakt mit dem MGFA

habe dazu beigetragen, die "Gräben der Ironie" zu überbrücken, aus denen heraus gerade die zivilen Militärhistoriker häufig argumentierten. Es sei nicht immer klar zu erkennen, wo militärischer Sachverstand in die Tendenz zur Abschottung von ziviler Kritik münde. Andersherum verfügten zivile Historiker nicht immer über das nötige militärische Fachwissen. Die Operationsgeschichte sah Krumeich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in eine "doppelte Applikatorik" münden. Neben einer häufig kritikresistenten, technisch orientierten Operationsgeschichte zur Vorbereitung der Militärs auf zukünftige Kriege habe eine ideologisch-pädagogische Variante der Operationsgeschichte ein volkstümliches Wissen über den Verlauf und den Ausgang von Schlachten bereitgestellt. Am Beispiel des Gefechts bei Langemarck demonstrierte Krumeich, wie die volkstümliche Dimension der Weltkriegserfahrung aus dem amtlichen Reichsarchivwerk eliminiert und deren Darstellung an populäre Schriftsteller wie etwa Werner Beumelburg delegiert worden sei.

Sieben Referentinnen und Referenten fächerten zunächst das Thema "Operationsgeschichte als theoretisches Problem" auf. Hew Strachan (Glasgow) stellte heraus, dass man die Operationsgeschichte, die in England erst seit den 80er Jahren als eigenständiges Fach perzipiert werde, traditionellerweise unter den Begriff "grand strategy" subsumiert habe. Die britische Generalstabsgeschichte sei ein pädagogisches Instrument in Friedenszeiten gewesen, mit der man die Kriegsrealität ersetzt habe. Mit Blick auf das Werk Hans Delbrücks verwies Strachan auf die Darstellungsprobleme der Operationsgeschichte. Delbrück habe zwar über die Ermattungsstrategie des Ersten Weltkrieges geschrieben, es sei ihm aber nicht gelungen, schlüssig zu zeigen, wie sich diese Strategie auf operativer Ebene manifestiert habe.

Aus der Sicht der Sozialgeschichte, so Bernhard Kroener (Potsdam), hätten Militär und Krieg noch in den 70er Jahren als "Webfehler" in der Entwicklung sozialer Formationen gegolten. Erst das neue Interesse am Zusam-

menhang von Krieg und Gewalt sowie die Rückwendung zur Ereignisgeschichte hätten eine Öffnung zur Folge gehabt. Als vorbildlich stellte Kroener die französische "histoire de bataille" dar, die auf der Basis quantifizierender Untersuchungen inzwischen zu einer Mentalitäts- und Kulturgeschichte der Operationen gelangt sei. In drei Schritte könne man einer "Sozialtopographie der Operationen" näherkommen: 1. durch die Anerkennung militärischer Ereignisse als historisch bedeutsame Phänomene, 2. mittels quantifizierender Untersuchungen zur Lage der Kämpfenden und zur sozialen Schichtung der Verbände und 3. durch eine Alltags- und Mikrogeschichte der Operationen.

In seinem Beitrag über "Operationsgeschichte und Kulturgeschichte" wies Bruno Thoss (Potsdam) darauf hin, dass geglückte bzw. missglückte militärische Operationen die gesellschaftlichen Diskurse über Militär und Krieg maßgeblich geprägt hätten. Mögliche Themen einer kulturhistorischen Operationsgeschichte seien 1. der Habitus (Pierre Bourdieu) und seine Bedeutung für die militärischen Akteure und die innermilitärische Prestigehierarchie, 2. Diskurse über Militär und Krieg zwischen Militär und Öffentlichkeit, 3. die symbolische Verankerung des Operativen im öffentlichen und gesellschaftlichen Bewusstsein, etwa durch Sprache, Bilder und Denkmäler, oder 4. die Analyse von Initiationsriten für Offiziere an Orten vergangener Schlachten.

In der teilweise recht lebhaften Zwischendiskussion zeigte sich, dass es trotz der Annäherung zwischen zivilen und militärischen Historikern immer noch gewisse Berührungspunkte und Vorbehalte zu überwinden gilt. Werner Rahn, früherer Amtschef des MGFA, bekannte freimütig, dass er bei der Gründung des AKM zunächst das Gefühl der "Irritation" empfunden habe. Gerd Krumeich forderte dazu auf, den Konflikt zwischen sozialhistorisch interessierten Forschern und der konventionellen Operationsgeschichte beizulegen. Dazu sei es nötig, so Krumeich, etwa die Operationen des Zweiten Weltkriegs nach 1940 als Teil des Nationalsozialismus zu begreifen. Oberst Frank, Standortältester von

Potsdam, prognostizierte eine Renaissance der klassischen Operationsgeschichte nach Abtreten der "Betroffenheitsgeneration". Für eine quantifizierende Erforschung der Geschichte von militärischen Großverbänden im Krieg plädierten Bernhard Kroener und Bernd Wegner (Bundeswehruniversität Hamburg).

Rolf-Dieter Müller (Potsdam) konstatierte einen Widerspruch zwischen der engen Verzahnung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen und dem Verlauf von Kriegen einerseits sowie dem traditionell hilfswissenschaftlichen Status der Wirtschaftsgeschichte für die Operationsgeschichte. Gerade die Missachtung volkswirtschaftlicher Bedingungsfaktoren sei 1914 ein entscheidender Grund für das Scheitern des Schlieffen-Plans gewesen. Andersherum habe die enge Kooperation der alliierten Militärführung mit Industrie und Wirtschaft maßgeblich zum Erfolg der strategischen Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg beigetragen. Auch die aktuelle Tendenz zu High-Tech-Kriegen sowie die Auflösung konventioneller Armeen in mobile Kriseneinheiten erfordere ein neues Nachdenken über das Verhältnis von Wirtschafts- und Operationsgeschichte.

Technik, so Stefan Kaufmann (Freiburg), habe stets dazu gedient, Gewalt auszuüben und Gewalt abzuwehren. Als sprechendes Beispiel führte Kaufmann die "Telefonmanie" Erich Ludendorffs während der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 an. Für die weiterführende Erforschung militärischer Operationen schlug Kaufmann das Programm einer kulturtheoretisch fundierten Technikgeschichte vor. Dafür seien 1. der Begriff des "technischen Handelns" als neuer Leitbegriff einzuführen, 2. eine prozessuale Auffassung von Technikgenese und Technikverwendung zu entwickeln und 3. die symbolische Dimension von Technik einzubeziehen.

Eine alltagsgeschichtlich orientierte Operationsgeschichte, so Ute Daniel (Braunschweig), müsse Schlachten auf der synchronen Ebene neu mit Sachverhalten, Prozessen und Wahrnehmungsweisen vernetzen. Im Kern gehe es um eine Neudefinition der Schlacht, eines

Ereigniszusammenhangs, der maßgeblich durch das Gelingen bzw. Misslingen von Kommunikation bedingt sei. Als exemplarische Beispiele für die Bedeutung des Kommunikationsfaktors nannte Daniel die Bedeutung des Telefons für den Verlauf der Marne-Schlacht von 1914 sowie die konfliktreiche Rolle der Kriegsberichterstatter, die zwischen den Veröffentlichungsinteressen der Presse und den Geheimhaltungsinteressen der Kriegführung gestanden hätten.

Karen Hagemann (Princeton/Berlin) bezeichnete die Verknüpfung von Geschlechtergeschichte und Operationsgeschichte als wissenschaftliches Neuland. Die Geschlechterperspektive sei zukünftig in eine Sozial- und Kulturgeschichte von Kampf, Gewalt und Schlacht zu integrieren. Zum zweiten könne die Kategorie "Geschlecht" als Analysekatgorie für die Untersuchung von Operationsgeschichtsschreibung dienen, die nach wie vor stark durch unhinterfragte Männlichkeitsentwürfe geprägt sei.

Der zweite Teil der Tagung war der Geschichte einzelner Operationen gewidmet. Michael Speidel (Bern) analysierte das Ineinanderspielen militärischer und politischer Prozesse im Umfeld der Schlacht von Cannae (216 v. Chr.). Die Römer seien mit ihrem Milizheer und einer verfassungsbedingt unprofessionellen Heerführung auf die eigentlich geplante Entscheidungsschlacht schlecht vorbereitet gewesen. Dem feingegliederten, geübten Heer der Karthager sei unter Hannibal die Einkesselung des römischen Gegners gelungen. Um die politische und soziale Ordnung Roms nicht grundsätzlich zu kritisieren, habe die römische Geschichtsschreibung die Niederlage tabuisiert. Gleichzeitig, so Speidel, habe man nach Cannae mit dem Aufbau des stehenden Heeres begonnen, das vierzehn Jahre später unter Scipio die Karthager schlug.

Martin Hoch (Bonn) behandelte die militärische Konfrontation zwischen den Truppen der christlichen Kreuzfahrer und dem Heer Sultan Saladins in Galiläa, die Schlacht von Hattin (1187). Seit 1183/84 habe der moslemische Militärführer versucht, dem

Jerusalem Herrscherhaus eine Schlacht aufzuzwingen. Die schlechte Wasserversorgung sei für die Niederlage des Kreuzfahrerheeres entscheidend gewesen. Nach weiteren militärischen Erfolgen habe Saladin Jerusalem eingenommen und damit letztlich den dritten Kreuzzug ausgelöst. Die Schlacht von Hattin habe langfristige politische Folgen gehabt und die territoriale Basis der Kreuzfahrer im Nahen Osten irreversibel geschwächt.

Mit Blick auf die Schlacht von Krefeld (1758) ging Jürgen Luh (Potsdam) den Gründen für die Wirkungslosigkeit des Feuers beider Parteien nach, die in der Geschichtsschreibung zumeist tabuisiert werde. Technische Mängel der im Kampf verwendeten Flinten hätten ebenso eine Rolle gespielt wie sozial- und mentalitätsgeschichtliche Faktoren. Die Soldaten seien im Kampf aus dem zu Friedenszeiten eingeübten Drill ausgeschert. Im Chaos des Augenblicks oder aus Angst sei unkoordiniert geschossen worden. Das Festhalten an der ineffektiven Flinte begründete Luh damit, dass der flintenbewehrte Soldat Teil des symbolischen Kapitals gewesen sei, mit dem ein absolutistischer Herrscher seinen Status untermauert habe. Geometrie und Reputation hätten letztlich mehr gezählt als militärische Effektivität.

Daniel Hohrath (Esslingen) bezeichnete die Belagerungen des 18. Jahrhunderts als ein Stiefkind der Kriegsgeschichte. Bereits im Werk Clausewitz stehe die Entscheidungsschlacht im Mittelpunkt, die Belagerung habe im 19. Jahrhundert als "Visitenkarte" des schlechten Feldherren gegolten. Demgegenüber seien Belagerungen im 18. Jahrhunderts sehr häufig gewesen und zusammen mit dem Festungsbau von der zeitgenössischen Publizistik in den Mittelpunkt gestellt worden. Hohrath skizzierte drei mögliche Forschungsperspektiven: 1. die Frage nach dem Einfluß politischer Ambitionen auf den Verlauf von Belagerungen, 2. die Untersuchung der militärwissenschaftlichen Debatte über Belagerungen vor Clausewitz und 3. die sozial- und

alltagsgeschichtliche Dimension von Belagerungen.

Den Schlussstein der Tagung bildeten vier Referate über Schlachten des 19. und 20. Jahrhunderts. Dierk Walter (Bern) nannte drei operative und taktische Fehler der Österreicher als Grund für die Niederlage bei Königgrätz (1866): 1. der zu späte Vormarsch nach Böhmen, 2. das Versäumnis, sich im Angriff auf die zweite preußische Armee zu konzentrieren, die sich während eines Gebirgsübergangs aufgeteilt habe und daher in ihren Einzeleinheiten angreifbar gewesen sei, und 3. die ungeschützten Flanken der eigenen Truppen. Preußen sei dem Gegner waffentechnisch und durch seinen bürokratisch organisierten Generalstab überlegen gewesen. Glück auf der preußischen Seite und operative Fehlentscheidungen der Österreicher hätten in Königgrätz eine entscheidende Rolle gespielt.

Bei Jürgen Angelow (Potsdam/Torún) ging es um das irrationale Element im Verhalten der k. u. k. militärischen Führung im Sommer 1914, für das Fehlleistungen, die Unterschätzung der gegnerischen Kräfte durch das Evidenzbüro und eine Fixierung auf den schnellen Sieg über Serbien typisch gewesen seien. Als Hauptgründe für den österreichisch-ungarischen Kriegswillen nannte Angelow das defensive Statusdenken der Offiziere, ein fatalistisches Schwächegefühl seit den Balkankriegen sowie rassistisch-ethnische Ressentiments gegenüber Serbien. Das Ultimatum an Serbien deutete Angelow als Symptom einer zeittypischen "nervösen Kraftlosigkeit" (Joachim Radkau), die man durch eine "Willenstherapie" habe kompensieren wollen.

Operationsgeschichte definierte Markus Pöhlmann (Stuttgart) bündig als Geschichte militärischer Führungsentscheidungen. Bezüglich der Operationen des Ersten Weltkrieges sei man historiographisch bis heute kaum über den Stand der amtlichen Militärgeschichtsschreibung der 20er Jahre hinausgekommen, die bei aufmerksamer Lektüre interessante Aufschlüsse über Mentalitäten und Wahrnehmungen der Militärführer zulasse. Als Forschungsdesiderate nannte Pöhlmann eine

Wirkungsgeschichte der Marne-Schlacht von 1914, Studien über den Stellungskrieg, eine Gesamtdarstellung der Operationen an der Ostfront, eine Sozial- und Kulturgeschichte der Offiziere im Krieg und schließlich eine Studie zur Geschichte der Marine-Historiographie von 1914/18.

Die Operation "Sichelschnitt" markierte 1940 den Beginn des deutschen Westfeldzuges. Der Operationsplan gegen Frankreich und Belgien, so Sönke Neitzel (Mainz), habe die Voraussetzungen für einen späteren Wirtschaftskrieg gegen England schaffen sollen, dem man jedoch weitgehend konzeptions- und ratlos entgegengesehen habe. Eine Ideengeschichte des Wirtschaftskrieges stehe noch aus. Mental sei die deutsche Kriegführung 1940 noch stark der vorherigen Weltkriegserfahrung verhaftet gewesen. International vergleichend sei etwa zu erforschen, wieso es ausgerechnet in Deutschland zur Perfektionierung des Bewegungskrieges gekommen sei. Neben einer integrativen, erneuerten Operationsgeschichte plädierte Neitzel für die Beibehaltung "reiner" Operationsgeschichte.

An der folgenden Podiumsdiskussion beteiligten sich Wilhelm Deist (Freiburg), Bernd Wegner (Hamburg), Stig Förster (Bern), Klaus Latzel (Bielefeld) und Ralf Pröve (Potsdam). Latzel hielt eine integrative Operationsgeschichte für zukunftsfähig, wobei er eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin sah, der Frage nach der Bedeutung von Gewalt für menschliches Handeln nachzugehen. Sobald sich die Militärgeschichte der Kriegsgeschichte näherte, so Förster, sei ihr wichtigstes Instrument die Operationsgeschichte, die zeitgemäß mit politischen, militärischen und mentalen Kontextfaktoren zu verknüpfen sei. Bernd Wegner umriss drei relevante Forschungsfelder einer kontextualisierten Operationsgeschichte: die Geschichte militärischer Verbände im Krieg im Sinne von "kritischen Verbandsbiographien", eine Analyse von Schlachten, die längerfristige historische Strukturen nachhaltig veränderten sowie Studien zu Politik und Ideologie im Krieg. Ralf Pröve sah Schlachten als "Brenngläser", als Kulminationspunkte von Problemen und

siedelte eine erneuerte Operationsgeschichte methodisch zwischen Ereignis, Struktur und Kulturgeschichte an.

Die Stellungnahmen der Abschlussdiskussion machten den offenen Horizont einer integrativen Operationsgeschichte deutlich. Gerd Krumeich sah eine Vielzahl von operationsgeschichtlichen Erzählformen gegeben und forderte die Historiker dazu auf, ihre eigene zu finden. Die Erwartungen an eine methodische Weiterentwicklung dämpfend prognostizierte Bernd Wegner der Operationsgeschichte auch in Zukunft eine starke militärische Prägung. Tod, Verwundung und Vernichtung bezeichnete Klaus Latzel als entscheidende Resultate kriegerischer Gewalt, deren Darstellung der Operationsgeschichte ein großes Sprachproblem bereite. Als Geschichte militärischer Führungsentscheidungen, so Stig Förster abschließend, habe sich die Operationsgeschichte mit den Gründen für die häufig zynische Grundhaltung ihrer Akteure zu befassen.

An konkreten Vorschlägen für zukünftige operationsgeschichtliche Forschungsprojekte war in Potsdam kein Mangel. Die Vielfalt drohte in manchen Momenten in eine gewisse Beliebigkeit umzuschlagen, bei den Definitionsversuchen zeigten sich starke Differenzen und Unsicherheiten. Noch nachhaltiger hätte versucht werden können, militärische Operationen von Taktik einerseits und Strategie andererseits abzugrenzen und von diesem Punkt aus das thematische Terrain der Operationsgeschichte präziser abzustecken. Auf begriffsgeschichtlicher Ebene hätte man stärker die Modernität der Operationsgeschichte und ihrer Begrifflichkeiten herausarbeiten können, deren Entstehung in den Prozess der zunehmenden Technisierung und Verwissenschaftlichung von Krieg einzuordnen sind, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Damit wäre auch die Reichweite des Begriffs der Operationsgeschichte etwa für die Antike oder die Frühe Neuzeit zu diskutieren gewesen. Solche und ähnliche offene Fragen zeigen, dass das Tagungsthema reichhaltiges Potential für weiterführende Forschungen beinhaltet.

"Krieg – Kriegserlebnis – Kriegserfahrung in Deutschland 1914–1945. Vergleichende Aspekte einer deutschen Militär- und Erfahrungsgeschichte in den beiden Weltkriegen"

43. Internationale Fachtagung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (MGFA) 13.–15. März 2001, Potsdam

von Matthias Rogg

Militärgeschichtliche Fragestellungen haben ganz offensichtlich in der Wissenschaftslandschaft ihren festen Platz gefunden. Besonders erfreulich ist die Tatsache, dass sich das Fach nun zu neuen Ufern aufmacht. Seit geraumer Zeit öffnet sich die moderne Militärgeschichtsforschung interdisziplinären Fragestellungen und Methoden und sucht nach Anknüpfungspunkten zu benachbarten Teilbereichen und Disziplinen. Auch das Militärgeschichtliche Forschungsamt greift diese Ansätze auf und stellte deshalb seine vom 12.–15. März in Potsdam stattfindende, internationale Jahrestagung für Militärgeschichte unter das Thema: "Krieg – Kriegserlebnis – Kriegserfahrung in Deutschland 1914–1945. Vergleichende Aspekte einer deutschen Militär- und Erfahrungsgeschichte in den beiden Weltkriegen". Der scheidende Amtschef des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Oberst i. G. Friedhelm Klein, konnte unter den 130 Gästen u. a. 30 Referenten aus Polen, Belgien, Großbritannien, den USA, der Schweiz und Deutschland sowie zahlreiche Pressevertreter begrüßen.

In ihren Überblicksvorträgen betonten die wissenschaftlichen Initiatoren der Tagung, Prof. Dr. Hans-Erich Volkmann und WissDir Dr. Bruno Thoß (beide MGFA), den integrativen Zugriff moderner Militärgeschichte. Gestützt auf zeitgenössische Lyrik und Bildzeugnisse dokumentierte Volkmann in einem öffentlichen Vortrag, wie neben den herkömmlichen sozial- und strukturgeschichtlichen Zugängen auch erfahrungs- und

kulturgeschichtliche Überlieferungen sinnvoll eingebunden werden können. In Hinblick auf den Ersten und Zweiten Weltkrieg stellte Thoß die richtungweisende Frage nach den Verknüpfungen und Trennlinien "von zwei erfahrungsgeschichtlich gleichermaßen verbundenen, wie unterscheidbaren Kriegen". Beispielhaft nahm Thoß drei komplementäre Ebenen in den Blick (die Extensivierung von Gewalt, die räumliche Expandierung des Kriegsschauplatzes und die Ausweitung des Krieges in den gesellschaftlichen Innenraum), um die verbindende Klammer hervorzuheben. Der beachtenswerten These vom "zweiten Dreißigjährigen Krieg" in der europäischen Geschichte müssten allerdings, so Thoß, die tiefgreifenden gesellschaftlichen und politischen Epochenbrüche zwischen Kaiserreich, Weimarer Republik, und Diktatur gegenübergestellt werden.

Im ersten Tagungsabschnitt wurde der Charakter der Weltkriege als "Kriege neuen Typs" diskutiert. PD Dr. Rolf-Dieter Müller (MGFA) befragte, mit Blick auf das Deutsche Reich, das Verhältnis von "Totalem Krieg und Wirtschaftsordnung". Prof. Dr. Bernhard R. Kroener (Potsdam) untersuchte in seinem Vortrag "Vom Volkskrieg zur verdeckten Mobilmachung" die unterschiedlichen Planungsstufen für die personelle Mobilmachung zwischen 1919 und 1939. Im Vergleich zu anderen europäischen Staaten, so Kroener, verfügte das Deutsche Reich bereits vor dem Ersten Weltkrieg über eine hochentwickelte Mobilmachungstechnik, die in der Weimarer Republik und dem Dritten Reich weiterentwickelt und den veränderten politisch definierten Einsatzgrundsätzen flexibel angepasst werden konnte. Während Dr. David G. Hermann (New York) in seinem Beitrag "Mechanisms of Command in the Two World Wars" das Verhältnis von politischem System und militärischem Oberkommando beleuchtete, nahm Prof. Dr. Hans-Joachim Braun (Hamburg) das Thema "Technik und Luftkrieg 1914–1945" in den Blick. In allen Referaten wurde deutlich, dass persönlich erlebte Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg eine entscheidende Rolle für

konkrete Planungen und Entscheidungen im Zweiten Weltkrieg bildeten.

Unter dem Thema "Krieg als Welt der Soldaten" konzentrierte sich die zweite Sektion auf die militärische Gesellschaft. Im Rückblick auf seine eigenen Kriegserfahrungen fragte Prof. Dr. Fritz Klein (Berlin), warum vor allem die deutschen Soldaten in beiden Weltkriegen so lange durchgehalten hätten. Prof. Dr. Hew Strachan (Glasgow) konzentrierte in seinem Vortrag "Morale of the Two World Wars" seine Beobachtungen auf die Gruppenkohäsion und die Bedeutung militärischen Trainings für die Moral kleiner Kampfgemeinschaften. Dr. Jürgen Förster (Freiburg) und Dr. Christoph Jahr (Berlin) dokumentierten, wie deutlich sich weltanschauliche Indoktrination und juristisch-disziplinäre Strukturen in den deutschen Armeen vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg unterschieden. Dr. Rüdiger Overmans (MGFA) zeichnete ein erschütterndes Bild vom Schicksal russischer und deutscher Kriegsgefangenen in beiden Weltkriegen.

Dem "Krieg als kollektive Erfahrung in der Heimat" widmete sich ein weiterer Tagungsabschnitt. Prof. Dr. Wilhelm Deist (Freiburg) untersuchte in seinem Vortrag "Organisationsformen der Heimatfront in beiden Weltkriegen" die Muster kollektiver Erfahrungen beider Weltkriege am Beispiel der Ernährung und der Kriegsverfassung der Gesellschaft. Geschlechterspezifische Aspekte standen im Mittelpunkt des Vortrags von Prof. Dr. Ute Daniel (Braunschweig). In einem programmatischen Aufriss wurde das Bild von "Zweierlei Heimatfronten" entwickelt und eindrucksvoll veranschaulicht, dass und wie sich die Kriegserfahrung von Frauen in den Weltkriegen radikal veränderte. Der mehrfach in den Diskussionen angemahnten Differenzierung des Begriffs "Erfahrung" hielt Daniel ihr Modell einer Unterscheidung in eine synchrone (Erfahrung in der Präsenz), diachrone (Erfahrung in der Vergangenheit) und analytische Ebene (Begreifen von Erfahrung) entgegen. Unter der provozierenden Fragestellung "Ein dreißigjähriger Krieg der deutschen Philosophie?" verglich Peter Hoeres, M.A., (Münster) die Kriegsrezeption und Kriegsdeutung

deutscher Philosophen in den beiden Weltkriegen. Institutions- und ideengeschichtlich, so Hoeres, lassen sich deutliche Unterschiede zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg festmachen, nicht zuletzt in der engen strukturellen Anbindung der deutschen Philosophie an das NS-System während des Krieges. Im Vortrag "Die Weltkriege im ‚kulturellen Gedächtnis‘ der Nachkriegszeit" von Dr. Jörg Echternkamp (MGFA) wurde klar, welche Chancen, aber auch methodischen Schwierigkeiten in der mentalitätsgeschichtlichen Forschung zu den Folgen des Krieges liegen.

Die Bedeutung der Besatzungsherrschaft für das Verständnis der Weltkriege stand im Zentrum eines weiteren Tagungsschwerpunktes. Während Dr. Pierre Lierneux (Brüssel) in seinem Beitrag die "Strukturelemente deutscher Besatzungsherrschaft in Belgien 1914/18 und 1940/44" in den Blick nahm, konzentrierte sich Dr. Ludger Tewes (Bochum) auf "Nordfrankreich unter deutscher Besatzung 1914/18 und 1940/44". Dass sich die Radikalisierung des Krieges auf dem östlichen Kriegsschauplatz wie durch ein Brennglas beobachten lässt, bezeugten die nachfolgenden Beiträge. In einem bewegenden Vortrag skizzierte Prof. Dr. Cezary Król (Warschau) die "Besatzungsherrschaft in Polen im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Charakteristik und Wahrnehmung". Allein die Zahl der im Zweiten Weltkrieg in Warschau Getöteten überstieg die Summe aller in Frankreich ums Leben gekommenen Menschen um das Zweieinhalbfache. Unter Nutzung lokalgeschichtlicher Betrachtungen konnte Dr. Bernhard Chiari (MGFA-Potsdam) am Beispiel Weißrusslands eindrücklich nachweisen, wie sich im Zweiten Weltkrieg das Bild vom "Kolonialmenschen" zum "Untermenschen" gewandelt hatte. Die Eskalation der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft steigerte sich hier, wie in Polen, in kaum mehr vorstellbare Dimensionen.

Der letzte Tagungsabschnitt zeigte in Form einer Methodenwerkstatt, wie sich erfahrungsgeschichtliche, literatur- und kunstgeschichtliche sowie filmhistorische Fragestellungen in

einen neuen Diskurs über die Weltkriege einbinden lassen. Dr. Benjamin Ziemann (Bochum) plädierte in seinem Vortrag zur "Vergesellschaftung der Gewalt" seit dem Ersten Weltkrieg für eine differenziert-kritische, multiperspektivische und interdisziplinäre Auseinandersetzung über die Frage, ob gerade deutsche Soldaten mehr Täter oder Opfer im Krieg gewesen seien. Die spannende Frage, welche Rolle "Der Erste Weltkrieg in der Biographie von Wehrmachtsgeneralen" spielte, untersuchte Dr. Johannes Hürter (München) am Beispiel von 50 Wehrmachtsgeneralen, die vom Juni 1941 bis Juli 1944 an der Ostfront eingesetzt waren. In einem literaturwissenschaftlichen Zugriff richtete Prof. Dr. Harald Müller (Hamburg) das Augenmerk auf "Kulturelle Determinanten der literarischen Verarbeitung des Kriegserlebnisses in der Weimarer Republik". "Im Grunde", so Müller "war der I. Weltkrieg der letzte literarische Krieg, danach haben wir nur noch mediale Kriege". Der medial-visuell reflektierte Krieg setzte mit zwei Vorträgen den Schlusspunkt der Sektion. Die Kunsthistorikerin Prof. Dr. Annegret Jürgens-Kirchhoff (Tübingen) zeigte in ihrem Beitrag "Kriegslandschaften in der Kunst zum Ersten und Zweiten Weltkrieg" wie sich die bildlich inszenierte Kriegslandschaft mit dem Kriegsbild änderte: Vom Feldherrnhügel des 18. und 19. Jahrhunderts zur zerfurchten Schützengrabenlandschaft in den Bildern von Otto Dix. Dr. Rainer Rother (Berlin) verwies schließlich auf die "Kriegserfahrung im Film". In diesem von der historischen Forschung immer mehr entdeckten Medium bietet sich die Möglichkeit, Kontinuitäten und Brüche populärer Wahrnehmungsmuster exemplarisch aufzuzeigen. Der schwierige methodische Umgang markiert zugleich Chancen und Gefahren interdisziplinär zugeschnittener Fragestellungen im wissenschaftlichen Diskurs der "neuen" Militärgeschichte. Vor allem an dieser Schnittstelle zwischen "traditioneller" Militärgeschichte und Kulturwissenschaften eröffnet sich für die Zukunft ein breites und ertragreiches Forschungsfeld. In seiner Zusammenfas-

sung der Tagung stellte Professor Dr. Wolfgang J. Mommsen (Berlin) zurecht programmatisch fest: "Militär-geschichte wird großgeschrieben und lässt sich in Zukunft nur noch als Sozial- und Kultur-geschichte schreiben."

Major Dr. Matthias Rogg, Militärgeschichtliches Forschungsamt, Zeppelinstraße 127/128, D-14471 Potsdam,
Tel. ++49-(0)331-9714-566, E-Mail MatthiasRogg@bwb.org

Perspektiven der historischen Friedensforschung. Tagung des Arbeitskreises Historische Friedensforschung in Berlin, 3.–5. November 2000

von Benjamin Ziemann

Mit welchen methodischen Mitteln geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis lassen sich bessere historische Aussagen über die Friedensfähigkeit vergangener Gesellschaften treffen? Diese Frage war der Ausgangspunkt für die Jahrestagung des Arbeitskreises Historische Friedensforschung, die vom 3.–5.11.2000 in den Räumen der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin stattfand. Die Notwendigkeit zu einer Diskussion über die Perspektiven der historischen Friedensforschung ergab sich aus aktuellen Entwicklungen in Politik und Wissenschaft: der Wiederkehr des Krieges nach Europa, aber auch der Konjunktur der Themen Krieg und Gewalt in den Geschichts- und Sozialwissenschaften. Am Beginn stand das Bemühen um eine Klärung der zentralen Begriffe "Frieden" und "Gewalt". Ernst-Otto Czempiel (Frankfurt/M.) fragte die historische Friedensforschung nach ihrem Friedensbegriff. Er entfaltete denjenigen der sozialwissenschaftlichen Friedensforschung im Kontext des durch strukturelle Anarchie, diktatorische Machtssysteme und eine fehlgeleitete Interaktion zwischen Gesellschaften und Staaten gekennzeichneten Systems internationaler Beziehungen. "Friede" ist danach der prozessuale Charakter eines internationalen Systems, das dauerhaft und institutionalisiert auf die Anwendung organisierter Gewalt in der Konfliktbearbeitung

verzichtet. Damit wies Czempiel den utopischen, auf eine generelle Qualität des sozialen Lebens zielenden, "positiven" Friedensbegriff als nicht operationalisierbar zurück. Thomas Kater (Paderborn) verfolgte, ob und wie dieser positive Friede bildfähig geworden ist. Leitend dafür war die methodische Überlegung, dass Begriffe stets der sinnlichen Anschauung bedürften, um wirksam zu werden. An frühneuzeitlichen Bildbeispielen demonstrierte Kater die Repräsentationen eines stets an die Attribute stadtbürgerlicher Zivilisation gekoppelten, positiven Friedens. Im Bellizismus des 19. Jahrhunderts verschwinde dieses Bildprogramm. Es sei demnach die Aufgabe der Forschung, die bildlichen und semantischen Attribute und Surrogate des "Friedens" in der Moderne zu verfolgen und zu historisieren.

Die Gewaltdiskussion sozialwissenschaftlicher Friedensforschung und von Friedensbewegungen steht seit langem im Banne von Johan Galtungs Begriff "struktureller Gewalt". Dirk Schumann (z. Zt. Atlanta/Ga.) wies dieses Konzept ebenso zurück wie die von Wolfgang Sofsky vertretene Vorstellung einer anthropologisch fundierten Gewalthaftigkeit. Er definierte "Gewalt" dagegen als "Sammelbegriff für Akte physischen Zwangs" zur Schädigung von Personen oder Sachen. In dieser Definition sieht er die Möglichkeit eines Forschungsprogrammes zur analytischen Verknüpfung von Gewaltanwendung und -erfahrung in und außerhalb von Kriegen. Es gelte, die Verbindungen zwischen Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft zu verfolgen, dabei die Ambivalenz der auch als Lust und Gewinn erfahrbaren Gewalt zu sehen. In ihrem kontrovers diskutierten Kommentar kritisierte Birgitta Nedelmann (Mainz) diese Definition als der Faszination der "strukturellen Gewalt" noch zu sehr erlegen. Gewalt sei – mit Heinrich Popitz – als absichtsvolle Verletzung von Menschen zu definieren. Die Absicht könne in Lernprozessen fundiert sein, oftmals aber auch spontan erfolgen. Die historische Friedensforschung – so Nedelmann – wäre gut beraten, in ihrer normativen Orientierung am Frieden das Phänomen der Eindämmung von Gewalt durch (legitime) "gewaltbewältigende

Gewalt" nicht aus dem Blick zu verlieren. Diese "Paradoxie der Gewalt" sollte vielmehr das Zentrum des Forschungsprogramms werden.

Um geschlechter- und diskursgeschichtliche Ansätze als nötige Erweiterungen der historischen Friedensforschung ging es im zweiten Teil der Tagung. Jennifer Davy (Berlin) entfaltete das Programm der dekonstruktivistischen Geschlechterforschung, das "Geschlecht" nicht als biologische Kategorie, sondern als Konstruktion sozialer Differenz analysiert. Ein zentrales Anliegen ist dabei die Aufspaltung der dichotomischen Verknüpfung von Mann=Gewalt und Frau=Friede in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Vermännlichung des militärischen Gewaltapparates sei selbst ein historisches Produkt. Mit der systematischen Zertrümmerung und Historisierung des "Mythos" von der "friedfertigen" Frau leistete die Geschlechtergeschichte einen wichtigen Beitrag zum Aufbrechen traditioneller Erzählungen vom "Frieden". Am Beispiel des Kalten Krieges erläuterte Irene Stoehr (Berlin) die Relevanz der Geschlechtergeschichte für die Friedensforschung. Dabei plädierte sie dafür, die enge normative Verbindung von "Friede" und "Geschlechtergerechtigkeit" zu dekonstruieren, u.a., um entgegen dem Trend zu einer Männerforschung wieder mehr die Organisationen, Handlungsspielräume und Optionen von Frauen in ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit darzustellen. In ihrem Kommentar warf Kathleen Canning (Ann Arbor/Mich.) die Frage auf, ob man auf die kämpfende Frau verweisen bzw. diese fordern müsse, um das binäre Schema von Geschlecht und Gewalt aufzubrechen. Vielleicht könne eher der pazifistische "Mann" dieses Vorhaben heuristisch anleiten.

Die Relevanz und die Anwendungsmöglichkeiten der kritischen Diskursanalyse in der historischen Friedensforschung erläuterte der Sprachwissenschaftler Alexander Pollak (Wien). Er stellte zunächst deren komplexes methodisches Vorgehen vor, welches Texte nicht nur in Relation zu außersprachlichen, sondern vor allem zu innerlinguistischen Kontexten (anderen Texten, benutzten Sprach-

und Redeformen sowie Bezügen auf andere Diskurse) analysiert. Pollak verdeutlichte mögliche Erträge am Beispiel der österreichischen Nachkriegsdiskurse über die Wehrmachtsoldaten und ihrer legitimatorischen Strategien. Wie der Kommentar Elisabeth Domanskys (Berlin) hervorhob, leistet die Diskursanalyse wichtige Beiträge zur Problematisierung eigener Wahrnehmungsformen sowie zum Verständnis der hierarchischen Ordnung der Welt durch Sprache. Sie erschließt damit ein neues Verständnis des sprachlichen Kontextes von "Fakten". Zusammen mit der Erforschung von Erinnerungsformen kann die Diskursanalyse damit die Erzählstrukturen problematisieren, in denen Gesellschaften sich über "Gewalt" und "Frieden" selbst verständigen.

Im dritten Teil standen die konzeptionellen Perspektiven seit langem etablierter Ansätze der historischen Friedensforschung zur Diskussion. Ursula Lehmkuhl (Erfurt) stellte "governance" als ein Analysekonzept internationaler Beziehungen vor, mit dem Strukturen und Prozesse der Kooperation durch horizontale Vernetzung neben und unterhalb der staatlichen Ebene vorangetrieben werden. Dieses Konzept könnte der historischen Friedensforschung als Leitfaden bei der Suche nach Konfliktlösungsstrategien jenseits des territorialen Nationalstaates dienen. Jost Dülffer (Köln) kritisierte in einer methodischen Skizze zur Komplexität des Friedensschlusses implizit das methodische Angebot dieses Konzeptes und hob hervor, dass in bestimmten Konstellationen auch "harte" Friedensschlüsse einen Mentalitätswandel bewirken können.

Die Soziologen Wolfgang Knöbl (Berlin) und Ulrich Bröckling (Freiburg) thematisierten aus unterschiedlichen Perspektiven innergesellschaftliche Konfliktregulierung als Forschungsaufgabe der historischen Friedensforschung. Knöbl kritisierte zunächst die Modernisierungstheorie, die zu einer konzeptionellen Vernachlässigung der Bedeutung des Staates für den sozialen Wandel geführt habe. Demgegenüber sei der Staat zentral zu stellen, und besonders die Frage nach dem Einsatz, der Wirkung und Legitimität seiner Gewaltmittel

historisch zu verfolgen. Historische Friedensforschung solle nicht alle Gewaltphänomene behandeln, sich auf die institutionalisierte Makrogewalt konzentrieren und für deren Analyse Variablen unterstellen. Ulrich Bröckling verwies dagegen auf die Konjunktur der "Mediation" als eines Programms der zeitgenössischen Menschenführung. Mediation regle Konflikte in Gestalt einer modernen, an systematische Wissensformen gekoppelten Sozialtechnologie. Bröckling problematisierte das neoliberale Versprechen der Mediation, durch "Befriedigung zu Befriedung" zu gelangen. Sein Referat eröffnete zugleich den Blick für die schärfere Beachtung einer Technik der Konfliktbearbeitung, deren Konjunktur dem Bild einer deregulierten modernen Gesellschaft widerspricht.

Perspektiven künftiger Historiographie zu den pazifistischen Bewegungen stellte Jeffrey Verhey (Berlin) vor. Diese sollte u. a. geschlechtergeschichtliche Konzepte integrieren, um z. B. die Ikonographie der Friedensbewegungen besser zu verstehen, aber auch, um patriarchalische Strukturen als deren inhärentes Moment zu begreifen. Für die Zeit nach 1945 (besonders nach 1968) sieht Verhey einen starken Trend zur Auflösung nationaler Paradigmen in den Friedensbewegungen, einen zunehmend universellen Kanon symbolischer Formen. Anstatt wie bisher Ziele und Ideologie, sollten die Historiker stärker das Problem der Wirkung des Pazifismus in den Blick nehmen und spezifische Identitätsmuster von Friedensbewegungen analysieren. Die thematische und konzeptionelle Vielfalt der heutigen Militärgeschichte präsentierte Bernhard Chiari (Potsdam). Er plädierte für methodische Offenheit und Kommunikation zwischen Militärgeschichte und historischer Friedensforschung. Diese unterschieden sich nicht zuletzt durch den Theoriebezug der letzteren, während Militärgeschichte auf das historische Exempel ausgerichtet sei.

Die Diskussionen der rund 50 Teilnehmer ließen die Notwendigkeit und Bereitschaft zu einer methodischen Erweiterung der historischen Friedensforschung erkennen. Insbesondere die Referenten aus den systematischen

Sozialwissenschaften plädierten für eine schärfere Sicht auf die spezifischen Kontexte, in denen Friedensfähigkeit bzw. Gewaltbereitschaft entstehen. Die "großen Erzählungen" einer Geschichte des Friedens, welche auch auf die historische Friedensforschung gewirkt haben, lassen sich damit aufsprengen. Die darin oftmals erfolgte metahistorische Verdinglichung des Friedens habe die Hoffnungen auf einen umfassenden Frieden beinahe notwendig enttäuschen müssen. Stattdessen sollte gerade die *historische* Friedensforschung stärker die besonderen Konstellationen der Entwicklung von Frieden und Gewalt analysieren. So wies Birgitta Nedelmann mit Blick auf die aktuellen Entwicklungen im Nahen Osten darauf hin, dass die Gewalt oft gerade "mit dem Frieden kommt". Konzeptionell und forschungspraktisch dürfte sich die Orientierung an den Begriffen des "negativen Friedens" und der physischen Gewalt als hilfreich erweisen, was die analytische Distanzierung von zwei Kernbegriffen sozialwissenschaftlicher Friedensforschung impliziert: dem "positiven" Frieden und der "strukturellen" Gewalt. Ernst-Otto Czempel und Ursula Lehmkuhl wiesen aber darauf hin, dass "negativer" Friede nicht als bloße Abwesenheit von Krieg oder Gewalt verstanden werden darf, sondern die Frage nach Prozessen der Kooperation und sukzessiver Gewaltvermeidung zwingend erfordert.

Benjamin Ziemann, Ruhr-Universität Bochum, IGA, D-44780 Bochum; E-Mail Benjamin.Ziemann@ruhr-uni-bochum.de

Veranstaltungshinweise

"Militär und Gesellschaft im Deutschen Kaiserreich". Kolloquium zum 70. Geburtstag von Wilhelm Deist, Freiburg 13. Oktober 2001

14:00–14:30 Einführung: Jörg Duppler (Potsdam), Bernd Martin (Freiburg i. Br.), Stig Förster (Bern)

14:30–14:50 Hew Strachan (Glasgow):
Militär und Gesellschaft im Deutschen Kaiserreich – How Different Was it?

14:50–15:10 Dierk Walter (Bern): Unser
Heldenkaiser. Wilhelm I. zwischen Barbabianca und Roi Connétable

15:10–15:55 Diskussion

15:55–16:30 Pause

16:30–16:50 Gerd Krumeich (Düsseldorf):
Nation armée und Volk in Waffen

16:50–17:10 Holger Herwig (Calgary):
Through the Looking Glass: The Formulation
of Germany Strategic Planning Before 1914

17:10–17:30 Roger Chickering
(Washington, D.C.): Die innere Erschöpfung
des Kaiserreichs: Weitere Überlegungen zur
Realität der "Dolchstoßlegende"

17:30–18:15 Diskussion

18:30 Laudatio für Wilhelm Deist, gehalten
von Wolfgang J. Mommsen (Düsseldorf)

19:00 Empfang

**"Demobilizing the Mind: Culture,
Politics, and the Legacy of the Great
War, 1919–1933". International Con-
ference, 26–28 September 2001
(Trinity College, Dublin, Ireland)**

Programme:

Wednesday afternoon: 14.45–15.45

Welcome: Provost of Trinity College, Dublin
Introductory remarks: (Prof. John Horne,
Trinity College, Dublin, conference organizer)

Opening lecture:

–The moral issues at Versailles / L'enjeu moral
de Versailles (Prof. Jean–Jacques Becker,
emeritus, University of Paris X–Nanterre)

Wednesday afternoon: 16.15–17.45

1. Redeeming the sacrifice (Chair: Prof. John
Horne, Trinity College, Dublin)

This session will explore the ways in which
sacrifice, a central value in the war cultures of
1914–18, imposed moral and political
constraints on the processes of peace–making
and homecoming. Peace had to be worthy of
the sacrifices made, and acknowledgement of
the sacrifice (by action, representation, and
ritual) played an important part in returning
home. Interpreting sacrifice was crucial in
coming to terms with the war and placing it in
the past. Where sacrifice proved hard to
justify, demobilization proved correspondingly
difficult.

–Returning home: the languages of sacrifice in
Britain, 1919–early 1920s (Dr. Adrian Gregory,
University of Oxford)

–International law and the punishment of war
criminals after 1918 (Dr. Alan Kramer, Trinity
College, Dublin)

–Partial redemption: the legacy of the war in
the Czech lands, 1918–1928 (Dr. Mark
Cornwall, University of Dundee)

Wednesday evening: 20.00–21.30

Public "discourse" in the Royal Irish Academy:

–The impossibility of forgetting: "shellshock",
mutilation and the memory of war (Prof. Jay
Winter, Columbia University, New York)

–Reception in the Royal Irish Academy

Thursday morning 9.00–11.00

2. "War cultures" after the war (Chair: Prof.
Karen Hagemann, Technical University,
Berlin)

This session will explore the persistence of
"war cultures" after the war, particularly (but
not exclusively) with reference to the first half
of the 1920th. Dealing with former enemies,
continued obsession with the enemy within,
and the persistence of conflicts related to the

Great War provide the key topics. The central issue is the extent to which, in different national contexts, the mentalities that had driven wartime mobilization proved difficult or impossible to dismantle, making the cultural and political dimensions the most refractory aspects of the demobilization process.

–From War Communism to NEP: cultural remobilization and demobilization in Soviet Russia (Prof. Peter Holquist, Cornell University)

–The Occupation of the Ruhr and war cultures in France and Germany (Prof. Gerd Krumeich, University of Düsseldorf)

–War, defeat and the brass: the military and political memory of the German officer corps, 1919–1933 (Dr. Markus Pöhlmann, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)

–Neither Jünger nor Remarque: the war and French right-wing literature (Prof. Leonard Smith, Oberlin College, Ohio)

Thursday morning: 11.30–12.30

3. Research bulletin board: work in progress

This session will provide an opportunity for postgraduate students and researchers who are working on a topic of relevance to the conference theme to speak for five minutes about their work.

Thursday afternoon: 14.00–15.30 and 16.00–17.30

4. Restoring contact (Chair: Prof. Christophe Prochasson, EHESS, Paris)

These two sessions will look at the various attempts made to restore "communities of truth" (i.e. shared visions and values) fractured by the war and to establish new kinds of international organization through which cultural demobilization and reconciliation with the enemy might be achieved. "Reconciliation" is a key term here, along with the critical issue of whether this meant finding a common meaning for the war or agreeing to marginalize the memory of it.

–Restoring academic universalism: the historians (Prof. Peter Schöttler, Centre Marc Bloch, Berlin)

–Restoring academic universalism: the scientists (Dr. Anne Rasmussen, University of Strasbourg)

–Locarno and the politics of cultural demobilization (Prof. John Horne, Trinity College, Dublin)

–Practising reconciliation: French and German pacifists (Dr. Nicholas Offenstadt, University of Toulouse)

Thursday evening 20.00–21.30

Film presentation

–Cultural demobilization and remobilization in interwar film (Prof. John Chambers, Rutgers University, New Jersey)

Friday morning: 9.00–10.30 and 11.00–12.30

5. Remembering and forgetting (Chair: Prof. Gerhard Hirschfeld, Bibliothek für Zeitgeschichte/University of Stuttgart)

In various ways, from the collective to the individual, the war was remembered, reinvented, suppressed, and forgotten in the fifteen years following its end. These two sessions will explore some of the processes by which this happened and relate them to the experiences, emotions, and attitudes that dominated during the war. They will be concerned with the ways which memory impinged on both political and psychological processes of demobilization (or refusal to demobilize), including mourning, vengeance, state-building, and artistic sublimation.

–Grief, mourning, and the fatherland: family experiences of the absent soldier (Prof. Stéphane Audoin-Rouzeau, University of Amiens)

–Idealism remembered, idealism dismembered: contested memories of the German occupation of Belgium (Prof. Sophie de Schaepdrijver, Pennsylvania State University)

–German students, the Great War and Nazi militancy: case studies (Mr. Christian Ingrao, Institut d'Histoire du Temps Présent, Paris)

–War after the war: Italian fascism and the political memory of 1915–1918 (Prof. Antonio Gibelli, University of Genoa)

–Nineteen sixteen in Irish political memory (Prof. Keith Jeffery, University of Ulster)

–Creating to forget? Dadaists, Surrealists, and the memory of war (Prof. Annette Becker, University of Paris X–Nanterre)

Friday afternoon: 14.00–15.30

6. War, past and future (Chair: Prof. Keith Jeffery, University of Ulster)

The war generated millenarian visions – international democracy, communist revolution, warrior communities. Despite the multiple disillusionments that came with peace, such visions, projected into the future, haunted the interwar period, and they form the subject of this session. These futures rooted in the past signalled that the war was more than a memory, and remained capable of renewal. Some, like fascism, drew on the idealized memory of the Great War for the shape of world to come, explicitly rejecting cultural demobilization. Others repudiated the "war culture" of 1914–18, arguing that until it had been dismantled, the world could not be made safe for peace. Achieving this meant mobilization against war. The sheer technological implications (real and imagined) of the warfare of 1914–18 fuelled these different visions and contributed to the difficulty of demobilizing the values and mentalities of 1914–18.

–Never Again!– at least not in the same way. Imagining war after 1918 (Prof. Dennis Showalter, Colorado College)

–The vision of disarmament, 1919–1933 (NN)

–Feminists and "militarized masculinity": the future of peace and the remaking of men (Dr. Glenda Sluga, University of Sydney)

Friday afternoon: 16.00–17.30

Concluding lecture

–War an the political culture of National Socialism (Prof. Hans Mommsen, emeritus, University of Bochum)

Conference organizer: Prof. John Horne; Department of Modern History, Trinity College, Dublin 2, Ireland, E-Mail jhorne@tcd.ie; Conference administrator: Mrs. Gay Conroy,

Centre for European Studies, Trinity College, Dublin 2, Ireland; Tel. +353.1.608 1808 / Fax.: +353.1.608 2603 / E-

Mail conroyg@tcd.ie

Conference web page

http://www.tcd.ie/Modern_History/Departmentevents2000.htm

Uniformen für Zivile – Zur Geschichte uniformer Kleidung als symbolische Kommunikation: Call for Papers

Anlässlich einer Ausstellung über deutsche Ziviluniformen aus dem 19. Jahrhundert im Deutschen Textilmuseum Krefeld laden die Universität Münster (Sonderforschungsbereich 496 "Symbolische Kommunikation und gesellschaftlicher Wertewandel") und das Deutsche Textilmuseum Krefeld zu einer internationalen Tagung ein. Diese Konferenz möchte Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen sowie allen Uniforminteressierten eine Gelegenheit bieten, über ein komplexes kulturhistorisches Phänomen zu diskutieren, das bisher wenig Beachtung in der Wissenschaft gefunden hat. Es gilt die unterschiedlichsten kulturellen, sozialen, ökonomischen, geschlechterhistorischen und ästhetischen Elemente zu untersuchen, die aus der zivilen Uniform einen komplexen Bedeutungsträger, ja ein Paradebeispiel symbolischer Kommunikation machen.

Zivile uniforme Bekleidung ist keine Erfindung Deutschlands im 19. Jahrhundert. Sie lässt sich auch in anderen Ländern bis weit ins Mittelalter zurückverfolgen. Deshalb soll diese Tagung länderübergreifend untersuchen, ob und wie die Funktion, Form und Bedeutung uniformer Kleidung sich seit der Entstehung der Ständegesellschaft im Mittelalter bis zur bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts gewandelt hat. In welchem Zusammenhang steht die uniforme Bekleidung zur Mode, Kultur, Gesellschaft und Geschlechterentwicklung ihrer Zeit? Dazu

sollen nicht nur die Uniformen selbst als ein komplexes Phänomen diskutiert werden, sondern auch ihre Zeichen wie Rangabzeichen oder Orden sowie die Räume, in denen sie getragen wurden. Da diese Konferenz sich mit der sozial- und kulturhistorischen Bedeutung uniformer Kleidung im zivilen Umfeld befasst, möchte sie auch die Wirkung militärischer Uniformen auf zivile Bereiche berücksichtigen. Die Tagung wird vom 25.–27. April 2002 im Deutschen Textilmuseum in Krefeld–Linn stattfinden. Es ist geplant, die Vorträge in einem Konferenzband herauszugeben. Bitte senden Sie uns Ihre Vorschläge für Beiträge (Titel und Kurzbeschreibung) bis zum 1. August 2001.

Kontaktadressen: Dr. Stefan Haas, Universität Münster, SFB 496 "Symbolische Kommunikation und gesellschaftlicher Wertewandel", Salzstr. 41, D–48143 Münster, Tel. ++49–(0)251–8327945, E–Mail stefan.haas@uni-muenster.de / Dr. Elisabeth Hackspiel–Mikosch, Deutsches Textilmuseum Krefeld, Andreasmarkt 8, D–47809 Krefeld, Tel. ++49–(0)2151–9469453, E–Mail dtm-krefeld.hackspiel@uni-duisburg.de

Call for Papers: Militärmedizin im Krieg, 1939–1945" – Symposium des Instituts für Geschichte der Medizin der Ruprecht–Karls–Universität Heidelberg, 10.–12. Dezember 2001, in den Tagungsräumen der Gottlieb–Daimler– und Karl Benz–Stiftung, Ladenburg

Im Rahmen des durch die Stiftung Volkswagenwerk geförderten und in Kooperation mit dem Bundesarchiv /Militärarchiv (Freiburg) durchgeführten Projektes "Geschichte der Wehrmacht– bzw. Heeressanitätsinspektion und der Militärärztlichen Akademie, 1933–1945" veranstaltet das Institut für Geschichte der Medizin der Ruprecht–Karls–Universität Heidelberg ein Symposium zum Thema: "Militärmedizin im Krieg, 1939–1945".

Die Tagung, zu der etwa 15–20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer eingeladen werden können, wird vom 10. – 12. Dezember 2001 in den Räumen der Gottlieb Daimler– und Karl

Benz–Stiftung (Dr.–Carl–Benz–Platz 2, D–68526 Ladenburg) stattfinden. Anreisetag ist der 9., Abreisetag der 12. Dezember. Aufwendungen für Reise, Unterkunft und Verpflegung werden von den Veranstaltern übernommen.

Im Rahmen des Symposiums sollen neuere Forschungsergebnisse zur Militärmedizin des Zweiten Weltkriegs (europäischer und nordafrikanischer Kriegsschauplatz) vorgetragen und diskutiert werden. Das Themenspektrum wird sich dabei sowohl auf die militärmedizinische Forschung in militärischen und zivilen Einrichtungen als auch auf die Sanitätsversorgung im Krieg erstrecken.

Prof. Dr. Wolfgang U. Eckart, Institut für Geschichte der Medizin, Im Neuenheimer Feld 327, D–69120 Heidelberg, E–Mail wolfgang.eckart@urz.uni-heidelberg.de



Im Kasino.

„Na, Kamerad? Planen wohl Dauerritt durchs Vaterland?“

— „Neel! Informiere mich blos für den Fall, daß man Eisenbahnminister wird.“

187. Politische Karikatur von Fritz Gebcke. III 1902.

